

Walter P. [redacted]
[redacted]
[redacted]

Eglienen bei Plicken
Kreis Memel/Klaipeda
Litauen

Litauisch angefangen, deutsch weitergemacht, russisch aufgehört - bis es nach Deutschland ging

Bericht von den frühen Jahren unserer Familie im Memelland
Mit einer Kartenübersicht auf Seite 11 und einem Inhaltsverzeichnis am
Ende des Berichts

1.0 Die Familie, aus der ich komme

Ich wurde in Eglienen im Kreis Memel am 1. April 1931 als vierter Sohn meiner Eltern Michel (1900) und Anna (1905) P. [redacted] geboren. Wir hatten einen kleinen Bauernhof. Vater hatte ihn von seinem Vater Johann übernommen. Die Größe war ca. 40 Morgen, d.h. es waren 10 Hektar zu bewirtschaften. Meistens hatten wir vier Kühe und zwei Pferde im Stall und fütterten fünf Schweine. Vater war aber auch Postbeamter und führte zu meiner Zeit das Postamt in Plicken. Eglienen war ja viel zu klein, um ein Postamt zu haben. Daneben arbeitete Vater noch als Maurer. Außerdem war er Feuerwehrhauptmann, und das mit Leib und Seele. Ab 1942 war das Feuerwehrauto zeitweise in einem Schuppen auf unserem Hof untergestellt.

Meine Mutter war eine geborenen P. [redacted] und kam aus Kleinkurschen. Anfangs war sie wohl vor allem dafür zuständig, dass am Hof alles richtig lief. Als sie immer mehr Kinder bekam, hat sie meine älteste Schwester Edith unterstützt.



Dieses Foto ist von einem Passbild vergrößert. Es zeigt mich ca. 1954. Damals war ich gerade 23 und lebte schon in Memel (Klaipeda). Dort war ich Brotausfahrer in einer Großbäckerei. Kontrolliert wurde damals viel. Wir mussten ständig unsere Aufenthaltsgenehmigung bei der Meldebehörde aktualisieren; halbjährlich, vierteljährlich oder sogar sechswöchig. In diesem Zusammenhang benötigte ich auch dieses Bild.

Die war schon 1927 geboren worden. Nach ihr kamen wir drei Jungen: Willy (1928), Albert (1929) und ich. Gleich nach mir kam dann unsere zweite Schwester Ruth (1932). Dann kamen die anderen Jungen: Dieter (1933), Heinz (1934), Erich (1938), Günther (1939) und Lothar (1940). Damit waren wir acht Brüder. 1942 bekamen wir noch einen. Er lebte nicht lang. Ich habe heute sogar seinen Namen vergessen. Für meinen Vater hatte die Geburt des neunten Sohnes zur Folge, dass er vom Wehrdienst freigestellt wurde. Er war 1942 zur Wehrmacht eingezogen worden und in Russland im Einsatz, kam aber im selben Jahr wieder nach Hause. Vielleicht hat ihm die Geburt des neunten Sohnes so das Leben gerettet, leider nur für kurze Zeit; denn Vater sollte ein Opfer der Vertreibungswirren werden.

Bezüglich unserer Familie war 1942 ein trauriges Jahr. Nicht nur mein Bruder starb bald nach der Geburt. Auch mein Bruder Heinz starb achtjährig an Herzversagen. Das sind zwei meiner Geschwister, die schon im Kindesalter starben. Einem dritten erging es noch 1945 so, als meine Mutter eine Fehlgeburt hatte. Dies hing wahrscheinlich mit den Strapazen und Aufregungen zusammen, denen Mutter mit uns in den Monaten des Zusammenbruchs ausgesetzt war.

Wenn ich bei diesen Gedanken an unsere große Familie die einzelnen an mir vorüberziehen sehe, wird mir erst wirklich bewusst, was meine Eltern bis dahin alles geschafft hatten. Mein Vater hatte gerackert bis zuletzt. Im Frühjahr 1945 hatte er schon wieder begonnen, die Felder zu bestellen. Dann erschossen ihn die litauisch-russischen Marodeure - eigentlich wie einen Hund. Doch davon später.

Dieses erste Kapitel möchte ich mit einer Art Bilanz abschließen. Von uns zwölf Geschwistern überlebten neun das Kindesalter. Wir gelangten später - auch Mutter - alle nach Westdeutschland.

2.0 Zur Schule in Groß-Jagschen

Eglienen hatte wahrscheinlich nicht einmal 200 Einwohner. Es bestand aus etwa 20 Höfen. Unsere nächsten Nachbarn waren die Höfe der Salomons, der Kaitinus, der Baitis und der Kantauts. Weder gab es eine Kirche noch eine Kapelle, nicht einmal einen Laden, in dem man hätte etwas kaufen können. Wie hätte es da eine Schule geben sollen? Wir mussten nach Groß-Jagschen in die Schule gehen. Diese Dorfschule besuchten die Kinder der umliegenden Dörfer und Weiler. Für uns Perkamskinder war es ein Schulweg von ca. zwei Kilometern.

Ich wurde 1937 eingeschult. Der Unterricht lief damals litauisch ab. Wie ich waren die meisten Schüler Deutsche. Ich lernte aber lesen und schreiben auf Litauisch. Wenn ich so darüber nachdenke, scheint mir das heute fast unglaublich. Aber es war so. Vielleicht hat mir das Litauische deshalb nie so recht gefallen. Das war jedenfalls so - und das ist es noch bis heute.

In diese Schule bin ich sieben Jahre gegangen. Deshalb erinnere ich mich schon, dass wir etwa zehn Schüler im Jahrgang gewesen sind. Wir saßen noch in Schulbänken, die ein durchgehendes Pult hatten und die Sitze dahinter waren fest auf einem Balken. Das Klassenzimmer war ein kleiner Saal. Etwa 70 Schüler mussten nämlich darin Platz finden. Wir hatten eine einklassige Schule, in der wir immer alle in acht Schuljahren beisammen waren. Während der Lehrer - Herr Porwins - mit einer Gruppe lernte, mussten die anderen stillarbeiten: etwas schreiben, rechnen oder auswendig lernen. Wir waren viele Schüler, aber Lehrer Porwins schaffte es.

Der größte Teil unserer Familie ist auf dem Foto zu sehen, nur Dieter (1933) und Heinz (1934) fehlen. Außerdem ist es eines der wenigen Bilder, auf dem unser Vater Michel ~~Porwinski~~ überhaupt abgebildet ist. Aus den dreißiger Jahren haben wir gar keine Fotos. In den frühen Vierzigern ist dieses wahrscheinlich 42-43 entstanden. Das schließe ich daraus, dass Lothar, der Kleinste in der ersten Reihe, schon stehen kann. Neben ihm folgen nach rechts Erich, ich (Walter) und Albert. Links neben Lothar stehen Günter und Ruth. In der hinteren Reihe von links: Edith, Mutter Anna, Vater Michel und Willy.



Er ist der einzige Lehrer, an dessen Namen ich mich erinnere. Ich glaube, ich hatte ihn nur vier Jahre. Er wurde dann eingezogen, und wir bekamen junge BdM-Lehrerinnen. Die schafften es auch, uns zu unterrichten. Die spezielle Mathematik-Methode, die Lehrer Porwins regelmäßig bei uns durchführte, so lange wir ihn hatten, benutzten sie - soweit ich mich entsinne - jedoch nicht. Sie war immerhin so eindrucksvoll, dass sie zu dem wenigen gehört, an das ich mich auch heute noch erinnere. Er ließ den gesamten Jahrgang, jedenfalls mehrere von uns, vor die Bank treten. Dann stellte er uns der Reihe nach Rechenaufgaben. Wer seine nicht beantworten konnte, bekam eine leichte Ohrfeige. Es gab mehrere Durchgänge. Wer am Ende die meisten Ohrfeigen hatte, stand ganz hinten; wer die wenigsten abbekam, ganz vorn. Ich wollte natürlich nicht hinten stehen und bemühte mich immer, Ohrfeigen zu vermeiden. Das gelang mir meistens. Dabei hatte ich auch das Glück, dass mir das Rechnen nicht zu schwer fiel. Wahrscheinlich habe ich unseren Lehrer Porwins auch deshalb in guter Erinnerung. Ich wurde jedenfalls ein guter Kopfrechner. Das hat mir in meinem Leben oft geholfen.

Bei Lehrer Porwins lernten wir übrigens ab 1939 Deutsch. Damals wurde alles in der Schule umgestellt. Für uns Deutsche war das natürlich viel leichter.

Ich meine mich zu erinnern, dass Lehrer Porwins gleich 1941 eingezogen wurde. Ich habe nie mehr etwas von ihm gehört. Wahrscheinlich ist er auch gefallen.

3.0 Der Beginn des Russlandfeldzuges

Natürlich war ich 1941 erst zehn Jahre alt. Aber im Zusammenhang mit dem Beginn des Russlandfeldzuges ist mir doch einiges bis heute unvergesslich geblieben.

In den Nächten vor dem Angriff waren die Wälder rund um Eglienen voller Soldaten. Sie saßen an nächtlichen Feuern, Alkohol kreiste und sie waren zuversichtlicher Stimmung. Ich weiß noch, dass Großvater Johann mit einigen von ihnen sprach. Er sagte: „Überlegt es euch gut. Russland ist

groß!“ Ich vermute heute, dass er damals an Napoleon dachte, der das seinerzeit auch hatte lernen müssen. Mit derlei waren die jungen Soldaten offenbar nicht belastet. Einer von ihnen antwortete: „Russland, das ist ein Mittag!“ Heute wissen wir natürlich, wie lang dieser „Mittag“ gedauert hat und wie folgenschwer er wurde. Hoffentlich blieb ihm noch die Zeit zu lernen, was Napoleon hatte lernen müssen. Höchstwahrscheinlich kam er aus der Sowjetunion überhaupt nicht zurück. Aber, wer weiß?

Zunächst aber schien der zuversichtliche Soldat gar nicht so Unrecht zu haben. Als es am 21. Juni 1941 morgens losging, entfernten sich der Geschützdonner und die Einschläge immer weiter nach Litauen und in die Sowjetunion hinein. Wir stellten das fest, indem wir die Ohren auf den Boden legten. Nach zwei Tagen hörten wir überhaupt nichts mehr. Hatte der überhebliche junge Soldat doch nicht so Unrecht gehabt? Niemand, den ich kenne, ahnte damals, dass das alles knapp vier Jahre später auf apokalyptische Weise zurückkommen sollte.

Vater hatte nicht gedacht, dass es so einfach sein würde. Als er Mitte Juni 1941 merkte, dass es gegen die SU losgehen würde, hatte er sich gerüstet. Das Kellergewölbe unter unserem Haus hatte er zur Erhöhung der Stabilität mit einem Holzpfosten abgestützt. Auf die Kellerluke hatte er einen Kasten mit Sand gepackt, um unsere Zuflucht vor Druckwellen und Feuer zu schützen. Diese Vorsichtsmaßnahmen hatten sich nun als überflüssig erwiesen. Natürlich freute auch er sich, als sich der Kriegslärm mehr und mehr entfernte.

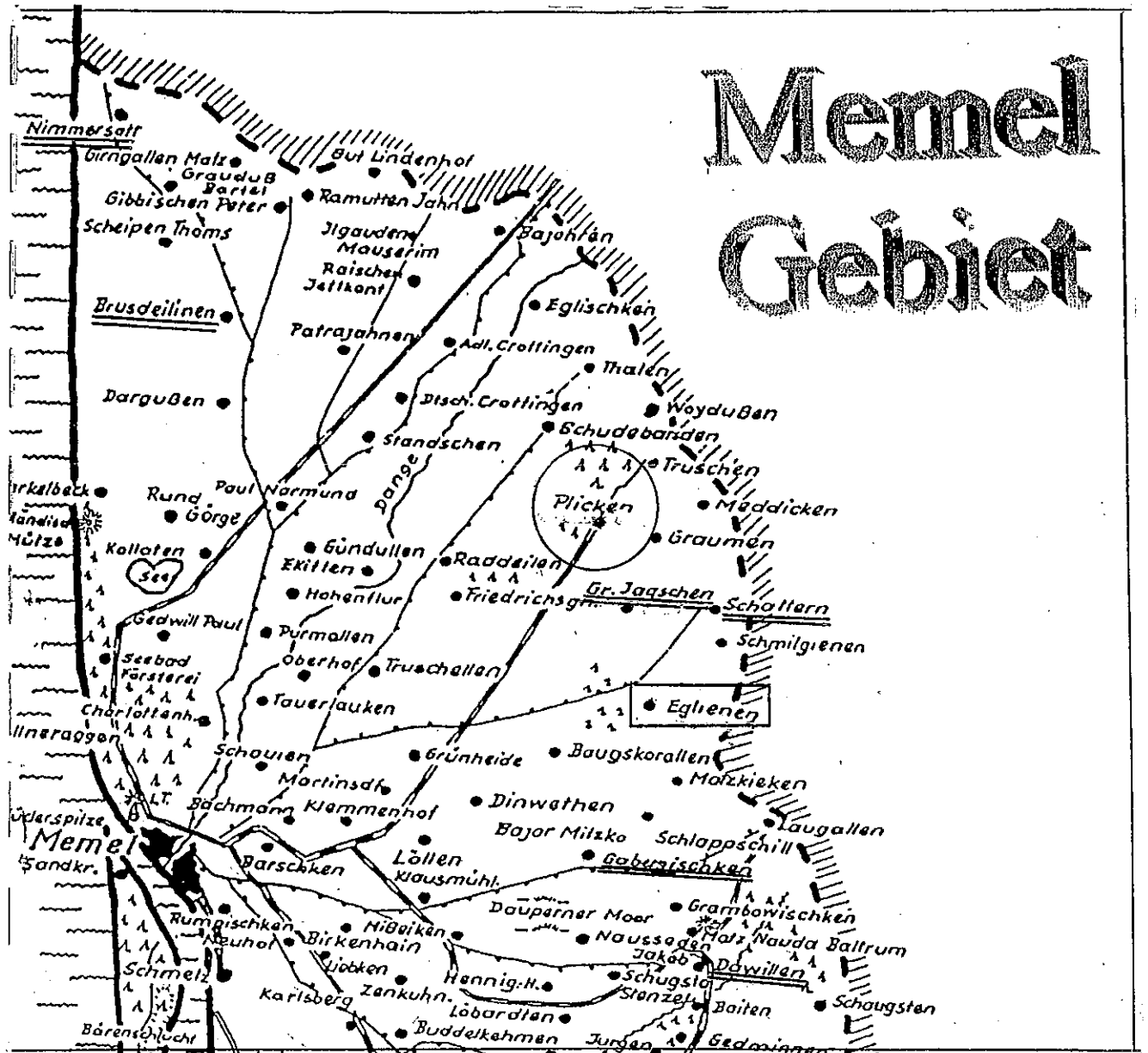
Jahre später hatte ich übrigens Gelegenheit, mich mit Russen zu unterhalten, die auf der anderen Seite den deutschen Angriff erlebt und überlebt hatten. Als es am 21.6.41 mit dem Krach von deutscher Seite losging, hatten sie von ihren sowjetischen Offizieren gesagt bekommen, das seien deutsche Manöver. Dann sei der Lärm immer näher gekommen, ohne dass es Alarm gegeben habe. Es habe sogar Einschläge gegeben und das Dach der Kaserne habe gebrannt. Dann seien auch schon deutsche Offiziere da gewesen und hätten mit den ihrigen gesprochen. Offenbar gab es einige Sowjets, die ihr Leben kriegerisch überhaupt nicht gefährden wollten und gleich auf kampflöse Übergabe gesetzt hatten.

4.0 Mein Vater, der Postmeister

Wie schon in 1.0 vermerkt, wurde mein Vater nach der Geburt des neunten Sohnes vom Dienst in der Wehrmacht freigestellt. Er wurde wieder Briefträger in Plicken und Leiter der Poststelle. Er arbeitete im selben Postamt wie sein Bruder Martin, der wie er Briefträger war. Er hatte auch viele Kinder. Irgendwie wetteiferten die beiden Brüder miteinander. Es ging wohl auch ums Kindergeld. Mein Vater war seinem Bruder immer „eine Länge“ voraus.

5.0 Die Rettung Königsbergs findet nicht statt

Ich bemerkte schon, dass unser Vater Feuerwehrhauptmann war. Irgendwann während des Zweiten Weltkrieges - ich glaube es war 1942 - erhielt die Feuerwehr von Plicken ein Feuerwehrauto. Es war ein nicht mehr ganz aktuelles Baujahr, aber verglichen mit dem bis dahin üblichen Gerät ganz fabelhaft. Da zunächst kein entsprechend großes „Spritzenhaus“ vorhanden war, wurde es in einem Schuppen auf unserem Hof untergestellt. Dessen Baujahr war sogar noch älter. 1942-43 lag so viel Schnee am Dach, dass er einzustürzen drohte. Um doppeltes Unheil zu vermeiden, beschloss mein Vater damals, das Feuerwehrauto von



Wir lebten im nordöstlichsten Zipfel des Deutschen Reiches im Memelland. Eglienen war mein Heimatort. Unsere Vorfahren hatten hier Jahrhunderte in unmittelbarer Nachbarschaft zu Litauen gelebt. Es lag gleich jenseits unseres Weilers etwa zwei km weiter im Osten.

Bis zur Schule in Groß-Jagschen waren es zwei Kilometer. Zum Friedhof in Schattern waren es ungefähr vier. Alle diese Gemeindeteile gehörten zu Plicken, das doppelt so weit weg lag wie Groß-Jagschen.

Zu unserer kleinen Welt gehörte noch Dawillen, südöstlich von uns. Dort war in der litauischen Zeit nach 1945 unser Pfarrer Sprogys stationiert. Wir benutzten zwar noch unsere Kirche in Plicken, aber einen eigenen Pfarrer hatten wir nicht mehr.

Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte ich noch 13 Jahre im Memelland, das dann Litauen (Litauische SSR) angegliedert war. In dieser Zeit wurde Memel (Klaipeda) immer wichtiger für uns. Dorthin waren es etwa 15 km, also eine Stunde mit dem Fahrrad. Die meisten von uns fanden dort wenigstens eine kümmerliche Arbeit. Nach der Einführung der Kolchosen 1948 waren wir praktisch enteignet. Der desolatte Kolchosbetrieb bezahlte schlecht oder gar nicht. Da war eine Arbeit in Memel meistens günstiger. Dort waren wir Deutschen den Kontrollen der Meldebehörden und den sowjetischen Deportationsmilizen auch nicht zu direkt ausgeliefert.

Die Karte zeigt unsere Heimat wie sie zu deutscher Zeit war. Heute tragen die Orte andere Namen. Plicken heißt Plikiai, Eglienen Eglynai. Einige Orte gibt es überhaupt nicht mehr. Z.B. Nimmersatt (Nemirseta), früher die nördlichste Gemeinde Deutschlands, ist ganz verschwunden. Nicht ganz so weit im Norden, vier km südöstlich von Nimmersatt, liegt Brusdeilinen (Bruzdeilynai). Dorther kommt meine Frau Waltraud, die ich später in Memel kennenlernte.

Heute ist unsere kleine Welt, die in meinem Bericht eine Rolle spielt, fast nicht mehr wiederzuerkennen. Zu unserer deutschen Zeit verkehrten noch **Kleinbahnen**, von Plicken und Dawillen nach Memel. Sie dienten nicht nur dem Personentransport. Ich erinnere mich noch an solche Fahrten von Plicken, wie dann die Lokomotive schnaufte und mir zuviel Rauch machte. Die Bauern transportierten ihre Feldfrüchte in die Stadt. Zur litauischen Zeit nach dem Krieg gab es diese Welt nicht mehr. Ich meine, die Bahn fuhr überhaupt nicht mehr. Jedenfalls wurde sie bald abgebaut. Es verkehrt nur noch die große, die von Memel nach Tilsit bzw. nach Palangen fährt.

Heute gibt es aber eine große **Autobahn**. Sie beginnt in Memel, durchquert auf neun km unser schmales einstiges Memelland und führt über Kaunas bis Wilna (Vilnius). Die einzige Auffahrt bei uns außer in Memel ist bei Gabergischken. Das ist nur drei km von Eglienen. Wir hätten also heute nur drei km zur Autobahn.

Eglienen in die alte Schule von Plicken zu verlegen. Schon damals wurde deutlich, wie pflegebedürftig das Feuerwehrauto war. Es wollte nicht anspringen. Wir mussten es mit einem doppelten Pferdegespann nach Plicken abschleppen.

Die letzte große Bewährungsprobe kam im August 1944. Damals waren wir gerade nach der ersten Flucht nach Eglienen zurückgekehrt. Die britische Luftwaffe flog Ende des Monats ihre beiden Angriffe auf Königsberg. Die Stadt brannte lichterloh. Von überall rief man die Feuerwehren. Auch unsere von Plicken musste ausrücken. Irgendwie brachten sie den Motor zum Laufen. Ich meine mich sogar zu erinnern, dass mein ältester Bruder Willy das Fahrzeug fuhr. Sie kamen nur bis in die Nähe von Tilsit. Dann gab der Motor den Geist auf. Aber sie trösteten sich. In Königsberg hätten sie nichts mehr retten können. Bei ihrer Ankunft wären die Brände erloschen gewesen.

6.0 Der Ostwall in Litauen

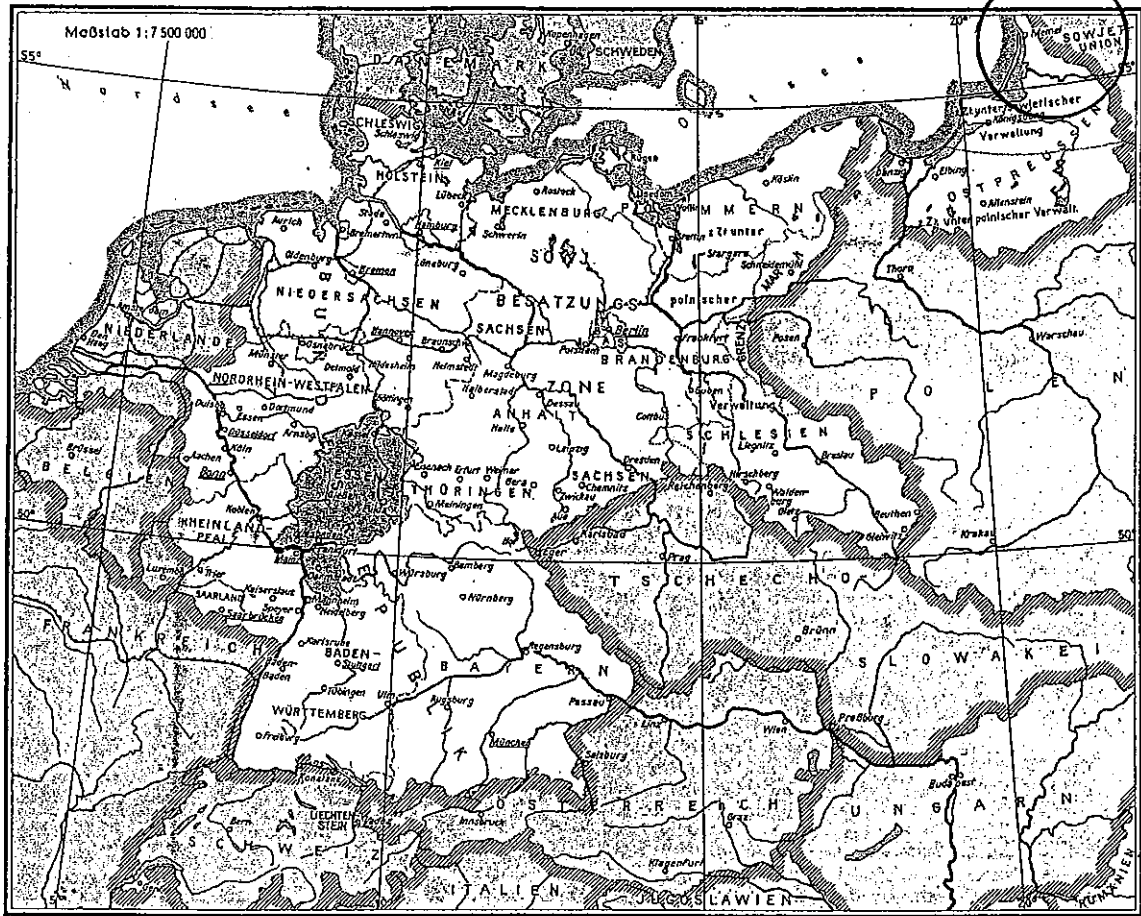
Dass die Front nach drei Jahren zurück nach Ostpreußen kam, merkten wir nicht erst durch den Angriff auf Königsberg. Das Reich wurde im Laufe des Jahres 1944 so bedroht, dass vor unserer Grenze in Litauen ein Panzersperrgraben, ein sogenannter Ostwall, gegraben werden musste. Alle Männer, die graben konnten, mussten im Juni bis in den Juli nach Litauen ausrücken. Willy und Albert waren auch dabei. Ich war mit meinen 13 Jahren noch zu jung. Vater musste den Postverkehr aufrecht erhalten und war auch zu Hause.

7.0 Zweimal auf der Flucht

7.1 Die erste Flucht im Sommer 44

Der Panzergraben war wohl nicht sicher genug: Noch bevor die Ernte eingebracht werden konnte, mussten wir Ende Juli auf die erste Flucht gehen. Was uns am wichtigsten erschien, luden meine Eltern auf unseren großen Leiterwagen. Sie bauten eine Plane darüber. Mutter und die acht Geschwister saßen auf dem Wagen. Die schon recht gebrechlichen Großeltern Johann und Anna wollten sich uns nicht anschließen. Sie meinten auch, auf den Hof aufpassen zu müssen. Vater musste als Angehöriger des Volkssturms zur Verteidigung und zur Aufrechterhaltung

Memelland



Diese Karte füge ich meinem Bericht nur ein, um dem Leser eine Vorstellung der Lage unseres Memellandes zu geben. Nördlich jenseits der Memel bildet es die Nordspitze Ostpreußens ganz im Nordosten des Deutschen Reiches, hier in den Grenzen von 1937 ergänzt durch das Memelland. Wir kamen ja erst 1939 wieder zum Deutschen Reich. 1945 wurde es dann von der Sowjetunion erobert und Litauen einverleibt. Als dessen Bestandteil gehörte es seitdem bis 1991 zur Sowjetunion. Wir Memelländer wollten nie Litauer sein und bestanden beharrlich auf unserer deutschen Nationalität. 1958 kam ich dann mit meiner Familie aus dem Memelland nach Hessen. Niemand von uns ~~Pöhlmann~~ hätte sich zu meiner Jugendzeit träumen lassen, dass Hessen einmal unserer zweite Heimat werden könnte.

der Ordnung zurückbleiben. Er spannte unser Pferd, den Fritz, ein. Unser zweites Pferd, die Liese, war schon zu alt. Statt ihrer bekam er ein Pferd von Jenkis in Eglienen und spannte es neben den Fritz vor den Leiterwagen. Vater fuhr noch mit zur Sammelstelle bis Baugskorallen. Das ist das erste Dorf von Eglienen in Richtung Südwesten. Von dort gingen wir im Treck auf die Reise. Natürlich war uns das Herz schwer, dass wir Vater und die Großeltern zurücklassen mussten.

Die Flucht führte nur über die Memel bis Seckenburg (heute russisch: Zapovednoe) an der Gilge in der Elchniederung. Dort brach sie zunächst ab. Wir Flüchtlinge wurden in Häusern der dortigen Landsleute einquartiert. Ich meine mich zu erinnern, dass unsere Wirtsleute Ruzlaw hießen. Bei denen bekamen wir ein Stübchen, in dem Mutter mit sieben von uns Kindern schlafen konnte. Willy und Albert erlaubte der Hauswirt

am Heuboden in der Scheune zu schlafen. Ganz in der Nähe war die Gilge, deren Wasser wir zum Kochen und Trinken benutzten. Darin schwamm auch mein Bruder Albert und Kähne verkehrten darauf. Es war also alles etwas einfach und notdürftig - aber noch paradiesisch, verglichen mit dem, was gut zwei Monate später auf uns zukommen sollte. Wir mussten in Seckenburg ausharren. Nach etwa einer Woche machten sich Willy und Albert mit Fahrrädern auf, um zu Hause in Eglienen den Stand der Dinge zu erkunden. Bis dorthin hatten sie hundert km zurückzulegen. Am ersten Tag schafften sie es bis Heydekrug. Dort konnten sie bei Verwandten übernachten und wurden auch gepflegt. Weil sie am nächsten Morgen früh aufbrachen, waren sie schon am frühen Nachmittag zuhause in Eglienen.

Opa und Oma trafen Willy und Albert auf dem Hof an. Sie hatten das Haus gehütet und das Vieh versorgt, z.T. auch das herrenlose, das aus den verlassenen Höfen entwichen war und durch die Feldflur umherirrte. Darunter waren auch Kühe, die verzweifelt brüllten, weil sie gemolken werden wollten. Hühner hatten es leichter. Die fanden Futter auf den Getreidefeldern. Willy und Albert fanden hinreichend Eier. Davon und von der Milch hatten sie genug für ihre Mahlzeiten.

Gespentisch muss der Beginn ihrer Rückreise gewesen sein. Das konnten wir jedenfalls später ihrem Bericht entnehmen. Sie brachen in der folgenden Nacht mit ihren Rädern schon kurz nach Mitternacht in Richtung Memel auf. Es war noch stockdunkel. Im Feldflur trafen sie zwar keinen Menschen, aber die verlassenen Haustiere waren auch nachts unruhig und machten die Gegend unsicher. Rinder standen am Wegrand. Schweine grunzten nicht nur im Gebüsch, sondern kamen auch auf den Weg, und die beiden Radfahrer mussten vorsichtig sein, um nicht mit einem dieser Hindernisse zusammenzustoßen. In Memel verladen sie ihre Räder und nahmen den ersten Zug nach Tilsit, wo sie gegen Mittag eintrafen. Züge fahren also noch. Von Tilsit hatten sie noch dreißig km bis Seckenburg. Am Abend kamen sie hungrig und durstig bei uns an. Wir waren natürlich gespannt auf ihren Bericht.

7.2 Die Rückkehr nach Eglienen - Wiedereinrichtung und Ernte

Die Lage blieb ungewiss und wir mussten in unserer Notunterkunft ausharren. Nach vierzehn Tagen brach Willy nochmals in Richtung Heimat auf. Diesmal fuhr Edith mit. Sie waren sogar zu viert. Ich meine, Bernhart Lepis und seine Schwester waren auch dabei. Die wollten für ihre Familie zuhause nach dem rechten sehen. Sie brachen schon früh um fünf auf und fahren bis zum Einbruch der Dunkelheit. So schafften sie es bis in die Gegend von Prökuls. Dort fahren sie auf einen Bauernhof, auf dem sie allerdings schon Militär einquartiert fanden. Die wiesen ihnen ein Heulager über dem Stall an. Schon bei Sonnenaufgang fahren sie weiter und waren auf diese Weise mittags in Eglienen. Sie trafen Opa und Oma glücklicherweise wieder heil an. Sie fanden sie mitten in ihrer Arbeit mit den unversorgten Tieren, die sie einfach nicht bewältigen konnten. Willy und Edith konnten jetzt natürlich mithelfen. Vater kam nun auch wieder auf den Hof. Der war während dieser Zeit der ersten Flucht auf die Poststelle in Gabergischken abgeordnet gewesen. Er brachte die Nachricht, das alle Geflüchteten zurückkönnten. Die Wehrmacht habe den Feind aufgehalten und die Front sei zum Stillstand gekommen.

Vater musste nun für die Rückkehr unserer Familie sorgen. Wir saßen ja noch in Seckenburg. Für die Rückfahrt ergab sich ein Problem. Schon bei der Flucht hatte sich gezeigt, dass Liese, unser zweites Pferd, zu schwach

und als Zugtier nicht mehr verwendbar war. Aus diesem Grund ging Vater zu Opa Plennis in Klein-Kurschen, um sich eines seiner beiden Pferde zu leihen. Der hatte nämlich zwei, ein braunes und ein schwarzes. Das schwarze war alt und kräftig genug für die Aufgabe. Aber weil es nicht beschlagen war und auch aus irgendwelchen anderen Gründen - Opa Plennis soll ein Pferdenarr gewesen sein - wollte er es erst nicht hergeben. Dann ließ er sich doch von Vater überreden. Jedenfalls kam Willy zwei Tage später nach Seckenburg und brachte das Pferd. Willy saß auf dem Fuhrwerk eines anderen Nachbarn, der seine Familie heimholte und hatte den Schwarzen hinten angebunden. Gleich am nächsten Morgen spannte Willy ihn neben unseren Fritz vor den Leiterwagen. Die Liese banden wir jetzt hinten dran, und ab ging es durch die Elchniederung und über die Memelbrücke in Tilsit nachhause. In der Elchniederung lief noch viel herrenloses Vieh herum. Eine der unversorgten Kühe banden wir neben Liese hinten an den Wagen. Mutter meinte, auf diese Weise eine lebende Milchversorgung mitführen zu können. Meine Brüder Lothar und Dieter waren noch klein. Die waren am besten mit Milch zu versorgen. Als sie die Kuh am Abend melken wollte, merkte sie bald, wie vergeblich das war. Sie gab fast keine mehr. Die Euter waren durchgebrannt, weil sie die ganze Zeit nicht gemolken worden war. Schon nach zwei Tagen kamen wir wieder in Eglienen an.

Nicht nur wir waren froh, die Flucht hinter uns zu haben. Opa Plennis freute sich, seinen Schwarzen heil zurückzubekommen. Jeder meinte wohl, das Schlimmste sei nun überstanden und verlor sich in den Freuden und Sorgen des Alltags. Hätte einer unserer Eltern eine Ahnung gehabt, was uns bevorstand, er hätte keine ruhige Minute gehabt und hätte nur noch an Flucht denken müssen. In wenigen Wochen sollte es für jeden von uns täglich auf Leben und Tod gehen.

Nach dem Angriff auf Königsberg waren wir ungefähr noch gut vier Wochen zu Hause. Als wir wieder in Eglienen angekommen waren, stand das Getreide noch auf den Feldern, das eigentlich schon Anfang August hätte geerntet werden müssen. Es war außerdem vom streunenden Vieh z.T. niedergetrampelt. Dennoch haben Vater und vor allem die Älteren der Pflicht genügt, wie immer das Getreide gemäht und in die Scheune eingefahren. Es war bis dahin ein trockener Herbst. In den ersten Oktobertagen bekamen wir sogar noch die Dreschmaschine von Bendiks und haben gedroschen. Damals führten die Meldungen von der Front schon wieder zur Verunsicherung und viele sagten, die Arbeit sei umsonst; denn wir würden das Geerntete gar nicht nutzen können. So kam eine Ahnung von der Tragik auf, die uns bald ereilen würde und die alles betraf, was wir nach der Rückkehr nach Eglienen nach so kurzer Zeit wieder aufgebaut hatten. Das Vieh hatte gleich anfangs den Weg in den Stall zurückgefunden. Jedenfalls hatten wir zwei unserer Kühe. Ob wir alle unsere Schweine zurückhatten, weiß ich nicht mehr. Die von den verschiedenen Höfen waren durcheinandergekommen. Es standen aber wieder mehrere im Schweinestall. Opa Johann hatte sogar ein einjähriges Fohlen eingefangen. Der Besitzer fand sich aber und Opa musste es abgeben.

7.3 Die zweite Flucht - in die Internierung

7.31 Eiliger Aufbruch in Eglienen

Anfang Oktober fing es an zu regnen und wir standen vor der Kartoffelernte. Dazu kam es aber nicht mehr. Am 8. oder 9. Oktober erhielten die Nachricht, dass der Feind durchgebrochen sei, die Front nicht

mehr gehalten werden könne und wir das Gehöft schnellstens verlassen müssten. Wir hörten schon den Kanonendonner. Es war an einem Samstag. Wir mussten wieder unseren Leiterwagen beladen. Direkt auf den Boden kamen Brot, geräucherter Speck, Mehl, Graupen, Zucker, Salz und etwas Hafer für die Pferde, als Zufutter für den Notfall. Darüber wurden die Decken, Betten und Kopfkissen gepackt und was Vater und Mutter sonst noch wichtig erschien. Darauf sollte noch der größte Teil der Familie Platz finden. Vater und die beiden großen Brüder stellten und befestigten zwei Spanplatten wie ein großes Dach. Es war Herbst, regnete öfters und wir hatten eigentlich einen langen Weg vor uns. Weil der Russe jetzt so nahe war, wollten Opa Johannes und Oma Anna diesmal ganz bestimmt mitfahren. Wir waren deshalb mit ihnen, uns neun Kindern und Mutter zu zwölf auf dem Leiterwagen. Sonntagmorgen ging es los. Vater fuhr uns nur wieder bis Baugskorallen. Dort blieb er als Mitglied des Volkssturms zurück. Alle Wagen wurden überprüft. Die über Fünfzehnjährigen bis Sechzigjährigen durften nicht mitfahren. Sie hätten unser Land gegen den herannahenden Feind verteidigen sollen. Damals wusste keiner von uns, was das für eine Kriegsfurie war, sonst wäre natürlich jedem klar gewesen, wie aussichtslos die Chance für die Männer und Jungs unseres Volkssturms war. Willy, der älteste von uns Jungen, hätte eigentlich auch schon in den Volkssturm gehört. Mutter brauchte ihn aber dringend auf dem Wagen. Es gelang ihm glücklicherweise in Baugskorallen, sich durchzuschummeln und bei uns zu bleiben.

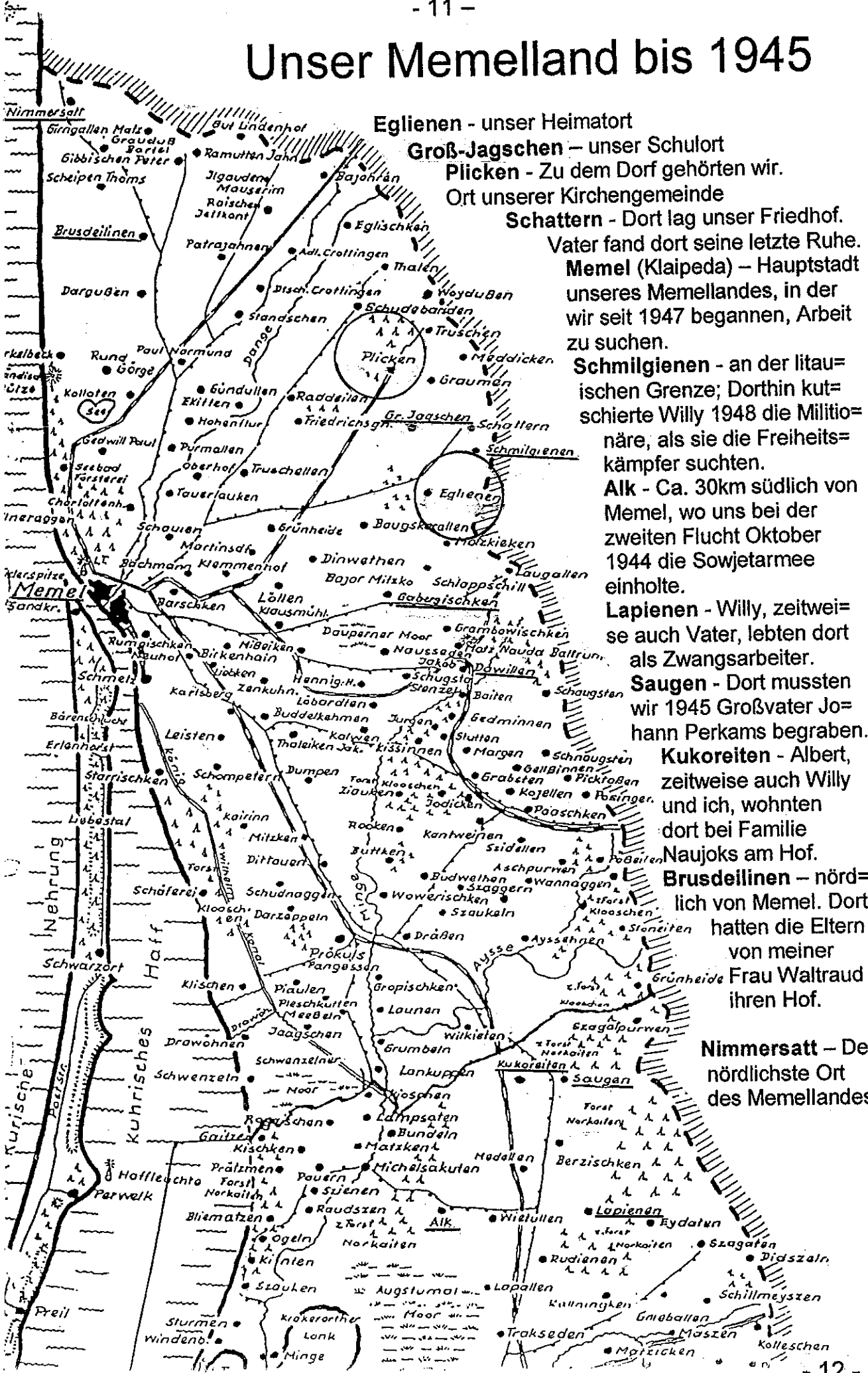
7.32 Chaotischer Treck ins Ungewisse

Wir fuhren zunächst in Richtung Memel. Auf allen Straßen war fast kein Durchkommen mehr. Auf die direkte Straße nach Tilsit über Prökuls durften wir erst gar nicht auffahren. Die war dem Militär vorbehalten. Wir kamen nur bis in die Nähe von Schmelz. Das ist gleich südlich von Memel am Haff. Noch in der Nacht zum Montag muss dann doch auch Vater zu uns gestoßen sein. Jedenfalls war er am Morgen da. Alle Zivilisten hatten das Land zu verlassen. Das richtige Militär habe alles übernommen. Der Russe sei schon im Land.

In aller Frühe waren wir auf Feldwegen unterwegs. Aber auch die waren überfüllt und wir mussten immer wieder Militärfahrzeugen ausweichen. Darunter waren auch Russen. Man erkannte sie leicht an ihren Ponywagen. Das waren aber noch nicht die feindlichen Truppen. Sondern diese hier hatten auf unserer deutschen Seite gekämpft und waren jetzt wohl auch auf der Flucht.

Als Vater gekommen war, brauchte Willy nicht mehr den Kutscher zu machen. Die älteren Geschwister gingen abwechselnd auf der Straße nebenher, dass unsere Pferde nicht zuviel zu ziehen hatten. Hinter Schmelz versuchte Vater wieder auf die Prökuller Straße zu fahren. Da wäre besseres Vorankommen gewesen; denn die war asphaltiert. Aber sie war immer noch für Zivilfahrzeuge verboten. So musste Vater unser Fuhrwerk wieder runterlenken auf die Feldwege. Die waren oft so eng, dass Fahrzeuge kaum nebeneinander vorbeikamen. Auf diesen Kieswegen kamen wir nur langsam voran. Montagnacht machten wir überhaupt nicht mehr Halt. Wir älteren drei Jungen, Willy, Albert und ich, wurden allmählich so müde, dass wir nicht mehr weiterkonnten. Wir haben uns einfach am Grabenrand hingelegt und sind eingeschlafen. Als wir aufwachten, war der Fuhrwerktreck schon weiter. Wir sahen nicht, wie weit; denn es bewegte sich Wagen an Wagen und weder Anfang noch Ende waren abzusehen. Das zu erkennen, hätten wir auch keine Chance

Unser Memelland bis 1945



Eglienen - unser Heimatort

Groß-Jagschen – unser Schulort

Plicken - Zu dem Dorf gehörten wir.

Ort unserer Kirchengemeinde

Schattern - Dort lag unser Friedhof.

Vater fand dort seine letzte Ruhe.

Memel (Klaipeda) – Hauptstadt

unseres Memellandes, in der

wir seit 1947 begannen, Arbeit

zu suchen.

Schmilgienen - an der litau-

ischen Grenze; Dorthin kut-

schierte Willy 1948 die Militio=

näre, als sie die Freiheits=

kämpfer suchten.

Alk - Ca. 30km südlich von

Memel, wo uns bei der

zweiten Flucht Oktober

1944 die Sowjetarmee

einholte.

Lapienen - Willy, zeitwei-

se auch Vater, lebten dort

als Zwangsarbeiter.

Saugen - Dort mussten

wir 1945 Großvater Jo-

hann Perkams begraben.

Kukoreiten - Albert,

zeitweise auch Willy

und ich, wohnten

dort bei Familie

Naujoks am Hof.

Brusdeilinen – nörd-

lich von Memel. Dort

hatten die Eltern

von meiner

Frau Waltraud

ihren Hof.

Nimmersatt – Der

nördlichste Ort

des Memellandes

gehabt. Es war stockdunkel. Wir wussten aber bald, dass wir nicht lange zu suchen brauchten; denn unser Wagen war nicht weit gekommen. Als wir ihn erreichten, schliefen alle.

An diesem Dienstagmorgen hörten wir den Geschützdonner schon näher. Das Gerücht erschreckte unsere Eltern und so auch uns, dass der Russe schon bei Heydekrug sei. Auch die Memelbrücke bei Tilsit sei schon gesprengt. Das war ja das Nadelöhr, wo wir durch- bzw. drübermussten. Unsere Chance einer Flucht vor den Russen war also gleich Null. Die Tragweite dieses Gedankens begriff ich damals natürlich noch nicht wirklich. Aber Vater muss es gewusst haben und die anderen Wagenführer. Was hätten sie jedoch anderes tun sollen, als voranzufahren? Eigentlich hätte es nur die Alternative gegeben, aus dem Treck auszuscheren und so im wahrsten Sinne des Wortes aus der Reihe zu tanzen. Aber hätte Vater das der Familie gegenüber verantworten können? Vielleicht waren alles nur Gerüchte und es gab doch eine Möglichkeit, über die Memel zu kommen und gerettet zu werden.

7.33 Die Russen kommen

Das Vorankommen wurde immer langsamer. Am Nachmittag kam der Treck ganz zum Stillstand. Gegen 17 Uhr hieß es, wer noch weiterwolle, könne auf Militärfahrzeuge steigen. Anders sei ein Weiterkommen nicht mehr möglich. Etliche Familien sind diesem Aufruf gefolgt und sind auf die LKW umgestiegen. Sie konnten fast nichts mitnehmen. Die Pferdewagen ließen sie einfach stehen. Unser Papa sagte: „Bleiben wir hier. Wo sollen wir hin mit einer so großen Familie mit so vielen kleinen Kindern? Überlassen wir es dem Schicksal, was auf uns zukommt.“

Etliche Stunden war alles still. Das gesamte deutsche Militär war abgerückt. Es waren schon mehrer Stunden vergangen, als ein deutscher Offizier auftauchte und nach der Front fragte. Dem konnten wir nur sagen, dass die letzten Wehrmachtsfahrzeuge schon vor Stunden weggefahren waren. Als er weg war, müssen auch die ersten Russen aufgetaucht sein. Jedenfalls erzählten das einige, die wie wir beim Treck zurückgeblieben waren. Wir älteren Buben merkten das aber erst am nächsten Morgen. Wir hatten uns nämlich in einer Scheune ins Stroh verkrochen, als es dunkel geworden war.

Papa und Mama hatten mit unseren jüngeren Geschwistern im Wohnhaus des Gehöfts geschlafen. Sie hatten es von seinen Besitzern verlassen gefunden. Am nächsten Morgen erzählten sie, wie sie schon nachts mit den ersten Russen Bekanntschaft gemacht hatten. Sie seien ins Haus gekommen, hätten sie geweckt und nach Schnaps verlangt. Vater muss es gelungen sein, ihnen klar zu machen, dass sie selbst im Haus fremd seien und keinen Schnaps hätten. Daraufhin seien die Russen selbst auf die Suche gegangen. In der Speisekammer hätten sie Flaschen mit Weinessig gefunden. Der sei ihnen nicht schmackhaft genug gewesen. Sie hätten furchtbar gespuckt und geschimpft, seien aber wieder abgezogen.

Wir blieben einen Tag und eine weitere Nacht auf diesem Hof. Auf dem bot sich uns eine ungewöhnliche Szene. Die Hoffiere liefen zwischen den herrenlosen Wägen herum, welche die Flüchtlinge hatten stehen lassen. Die Tiere wollten gefüttert und versorgt sein. Gegen Mittag sahen wir die ersten Russen. Sie fuhren auf Ponywagen und sahen aus wie kleine Kämpfer. Abends kam ein russischer Offizier und band das Fahrrad von unserem Leiterwagen los. Natürlich hinderten wir ihn nicht daran. Er versuchte zu fahren, konnte aber nicht. Seine Kumpane haben ihn gestützt, dass er nicht umfiel.

7.34 Die Wagenburg in der Memelaue

Am Vormittag erkundeten wir die nächste Umgebung. Wir schienen jetzt die einzigen in der Gegend zu sein. Etwa einen km von dem Hof entfernt fanden wir deutsche Autos ausgebrannt im Straßengraben. Zwei Tage vorher hatten wir abends Explosionen gehört und Feuer gesehen. Die Fahrzeuge waren wohl dabei zu Schaden gekommen.

Etwas weiter etwa 300 Meter abseits von der Straße in den Memelwiesen fanden wir dann ein Flüchtlingslager. Ca. 30 Landsleute mit ihren Wägen hatten sich hier zusammengefunden. Wir unterhielten uns zunächst mit ihnen, wie es ihnen ergangen war und beschlossen dann, uns ihnen anzuschließen. Wir holten unseren Wagen aus dem Gehöft. Aus einem der herrenlosen Wagen spannten wir ein kräftiges Pferd aus und schirrten es anstelle der Liese in unseren Wagen. Die banden wir hinten an unseren. Bevor wir das Gehöft verließen, warfen wir den verlassenen Pferden noch Heu vor. Dann fuhren wir zu denen auf die Wiese.

Zwischen den andern waren wir den Russen nicht allein ausgeliefert. Die kamen natürlich öfter vorbei, schossen mit ihren Gewehren herum, jagten uns Angst ein und plünderten, nahmen uns das, was sie für Wertsachen hielten, ab. Sie klauten auch heimlich. Eines Morgens wachten wir auf und fanden unsere Liese nicht mehr. Sie hatten sie im Dunkeln losgebunden und sich heimlich mit ihr davongemacht. Wir brauchten aber nicht lange zu suchen, da fanden wir sie wieder. Die Viehdiebe hatten wohl bald bemerkt, wie unbrauchbar die Liese war und sie zurückgelassen. Sie hatten dafür ein kräftigeres Pferd mitgenommen.

Wir konnten nicht alle 13 auf dem Leiterwagen schlafen. Wir Größeren bauten uns unter dem Wagen unsere Lager, indem wir Decken entsprechend aufhängten. Auch die drei Pferde bedeckten wir nachts mit Decken. Sie standen immer angeschirrt am Wagen. So konnten sie uns die Russen nicht ganz so einfach stehlen. Mindestens einmal am Tag gab es ein warmes Essen, meist mittags. Aus Feldsteinen hatten wir ein Feuerstelle so zusammengebaut, dass unser großer Kochtopf draufpasste. Aus Graupen und Fett kochten wir zum Beispiel Suppe und nutzten so die Vorräte, die wir auf dem Leiterwagen mitgebracht hatten. Holz sammelten wir natürlich in der Umgebung des Lagers.

7.35 Wir richten uns mit anderen Familien in einem verlassenen Bauernhof in Alk ein und versuchen uns auf die Russen einzustellen

Etwa eine Woche lagerten wir so auf der Wiese. Unter diesen Umständen hatten wir uns ganz gut eingerichtet. Es war die Kühle und der Nebel des Herbstes bei uns im Memelgebiet, das diesem Lagerleben ein Ende setzte. Wir schlossen uns den ca. zehn Familien an, die in ein naheliegendes verlassenes Gehöft im Dorf Alk umzogen. Dort organisierten wir uns nicht eigentlich familienweise, sondern mehr danach, wie es die Versorgung und die altersmäßige Zuordnung sinnvoll erscheinen ließ.

Die Pferde wurden jetzt ausgespannt und im Stall untergebracht. Auch einige Kühe hatten wir in einem Stall, die Milch gaben. Die war vor allem für die Kleinkinder. Aber es wurde auch Milchsuppe davon gekocht. Die Frauen mit den kleinen Kindern und den Ehemännern haben die Räume im Haus bezogen. Oma und Opa blieben draußen in unserer Behausung am Wagen. Dort hielten sie sich auch tagsüber meistens auf. Ob noch ein oder zwei meiner Geschwister sich bei ihnen aufhielten, erinnere ich heute nicht mehr genau. Edith, die Älteste von uns, richtete sich mit anderen

jungen Frauen im Kartoffelkeller ein. Da war sie nicht gleich im Blickpunkt, wenn Russen ins Haus kamen. Unser Willy hatte sich mit Bruno Surau angefreundet. Die Suraus waren aus unserem Dorf und so kannten sie sich schon von früher. Sie schliefen am Backofen, der tagsüber immer aufgeheizt wurde. Für die vielen Leute musste doch immer wieder Brot gebacken werden.

Die Russen waren die stets mögliche Gefahr, auf die wir uns einstellen mussten. Sie kamen oft auf den Hof und haben in die Wagen geschaut und in die Räume, ob eine junge Frau da war oder irgendetwas Brauchbares, was sie mitnehmen konnten. Wir hatten immer Angst, wenn sie auf den Hof kamen und waren genau so froh, wenn sie wieder gingen, ohne zu plündern oder jemand zu maltretieren.

Einmal kamen Russen auf den Hof gefahren. Sie hatten einen Muli, halb Esel halb Pferd, vor den Wagen gespannt. Sie gingen gleich in den Stall, wo die Pferde standen. Das beste suchten sie sich aus, spannten es statt des Muli ein und ließen den dafür da. Natürlich fanden wir das schade. Mancher musste seinen Zorn beherrschen. Aber jeder Widerstand wäre zwecklos und geradezu lebensgefährlich gewesen. Die Russen waren uns unbekannt und demzufolge ganz unberechenbar. In diesem Falle erwies sich das zurückgelassene Muli geradezu als Segen. Es zeigte sich, dass es für uns den Wert des guten Pferdes bei weitem überwog. Das hätten wir nie einspannen können, ohne ständig fürchten zu müssen, das es sich der nächste Russe ausspannt. Wir hätten ihn im Gegenteil ständig verstecken müssen. Weil wir das nicht getan hatten, war er nun ja auch weg. Der Muli war das allerletzte, was sich die Russen hätten nehmen wollen. Den konnten wir nun vorspannen und durch die Gegend fahren. Willy und Bruno haben das in den nächsten Wochen oft gemacht. Sie mussten auf die umliegenden Gehöfte fahren, um Heu oder etwas anderes Brauchbares - vor allem Essbares - zu finden. Die waren zwar alle geplündert, aber wer mit immer mehr Erfahrung suchte, fand in den ersten Wochen immer noch etwas. Ich durfte auch einige Male mitfahren. Es machte Spaß mit dem Muli. Er wieherte und schnaubte, wenn er manchmal partout nicht weiterwollte. Aber Willy brachte ihn schon wieder zum Laufen. Und was eben das Schönste war: Man brauchte nicht gleich um das Zugtier fürchten, wenn man Russen begegnete, was vorher bei einem Pferd immer der Fall war.

Bei solchen Ausfahrten trafen wir oft russische Militärfahrzeuge. Meistens waren sie vollbesetzt. Sie hatten Gewehre dabei. Mit denen führten sie vor, wie sehr es ihnen Spaß machte herumzuschießen. Da konnte man sich schon fürchten. Besonders in den ersten Wochen tauchte noch häufig, später hin und wieder, herrenloses Hausvieh im Feldflur auf. Es war diesen Russen eine Freude, das Vieh zusammenschießen. Später im Winter, als wir alle Not zu leiden begannen, hat es dann gefehlt.

Auf einer ihrer russischen Heimsuchungen unseres Hoflagers entdeckten die Russen im Garten die Bienenstöcke. Einige von ihnen wussten offenbar, dass da Honig drin war. Sie rissen die Bienenstöcke einfach auf und versuchten die Honigwaben zu entnehmen. Da wurden die Bienen lebendig und machten sich über die Störenfriede her. Die hatten unterschätzt, wie wild Bienen stechen können. Die Russen fluchten und stießen Schmerzensschreie aus. Sie schmissen alles hin und verließen sehr eilig den Hof. Das war für uns das Wichtigste. Alle atmeten wir erleichtert auf. So hätten wir uns ihren Abgang immer gewünscht.

Schon als wir anfangs auf den Hof kamen, war da ein Kalb. Es hatte

wahrscheinlich den Besitzern gehört, die den Hof verlassen hatten. Wir alle fütterten es. Sonst war es auf der Weide hinter dem Stall. Nachts holten wir es auf den Hof. Wir achteten darauf, dass es den Russen nicht gerade in die Augen fiel, wenn sie uns wieder mal beeirrten. Eines Tages war das Kalb nicht mehr da. Wir fürchteten schon, dass es doch einem Russen gelungen war, es heimlich zu stehlen. Da gab es am folgenden Tag frisches Fleisch, seit Wochen das erste Mal. Da erfuhren wir, dass das vom Kalb war. Willy hatte es mit Bruno Surau abgestochen und ihm in der Waschküche das Fell über die Ohren gezogen. Der Winter kam heran und die Vorräte, die alle mitgebracht hatten, gingen zur Neige.

In diesen Tagen kam ein Leiterwagen auf den Hof gefahren. Ein kleiner russischer Offizier und ein litauischer Zivilist saßen darauf. Der letztere dolmetschte und gab bekannt, dass sie für einige Monate Arbeitskräfte brauchten. Von landwirtschaftlichen Anwesen sollten Güter wie Heu, Getreide und Kartoffeln eingesammelt, für den Versand vorbereitet und abtransportiert werden. Willy gehörte zu denen, die die beiden auf das Gut Lapienen mitnahmen, wo er diese Arbeit machen musste. Wir haben ihn dann wochenlang nur hin und wieder gesehen. Manchmal brachte er aber auch etwas mit, z.B. einmal drei Eisenbahnermäntel. Die hatte er auf einem Scheunenboden entdeckt. Wir konnten uns damit zudecken und Mutter und Edith schneiderten daraus warme Kleidungsstücke. Einmal brachte er auch ein Kaninchen. Da waren wir aber nicht mehr in Alk, sondern schon in Mantwieden.

7.36 Eine meiner schrecklichsten Stunden

Noch in Alk erlebte ich eine meiner schrecklichsten Stunden. Eines Tages kamen wieder Russen bewaffnet auf den Hof. Sie lärmten und waren wohl schon angetrunken. In meiner Angst versteckte ich mich auf dem Heuboden. Durch Ritzen zwischen den Brettern konnte ich unten auf den Hof sehen. Dort sah ich die Marodeure um Vater herumstehen, den sie gezwungen hatten, auf dem Boden niederzuknien. Sie hatten ihm eine Pistole an den Kopf gesetzt. Ich meine mich zu erinnern, dass sie die Pferde von ihm wollten. Dabei muss ich wohl unvorsichtig gewesen sein und ein Geräusch gemacht haben, das sie nach oben blickten ließ. Sie erkannten, dass jemand hinter den Ritzen der Bretterwand die Szene beobachtete. Sie schrieten sofort, ich solle herauskommen und schickten eine Gewehrsalve in die Bretter und Balken, hinter denen ich stand. Damals hatte ich wenigstens in diesem Augenblick einen Schutzengel. Jedenfalls blieb ich unverletzt, und die Kugeln gingen vorbei bzw. blieben im Holz stecken. Ich kroch aus meinem Versteck. Sie wollten erst gar nicht glauben, dass nur ich - eigentlich noch ein Kind - es war, der sich versteckt hatte. Fritz, unser treues Pferd, nahmen sie natürlich mit. Nicht nur mir blutete das Herz. Ich ahnte, wie es Vater ging. Wir hatten jetzt noch das eine, das wir auf dem ersten Hof zu Fritz gespannt hatten.

Noch ein Geschehnis ist mir aus diesen Stunden in Erinnerung, das zeigt, wie brutal die Russen waren. Es gab einen Hund auf dem Hof. Der bellte immer wieder, als die Russen wie die Wilden zugange waren. Einer packte ihn, steckte ihm das Gewehr ins Maul und drückte ab. Wie das Beispiel mit meinem Vater zeigt, machten sie es aber nicht nur mit den Tieren so.

Die Russen nahmen sich, was sie wollten. Pferde waren eine ihrer Vorlieben. Eine andere Fressen und Saufen. Sie kamen auf den Hof und schlachteten die Kühe und fraßen bis sie nicht mehr konnten. Frauen hatten nur eine Chance, wenn sie sich gut genug versteckten.

7.37 Umzug nach Mantwieden - Vater entgeht der Deportation
Nach diesem Vorfalle blieben wir nicht mehr lange auf dem Hof in Alk. Die Russen lösten unser Hofflager auf; wahrscheinlich benötigten sie den Hof auch, um die Güter von den anderen umliegenden Höfen einzusammeln. Unsere Familie wiesen sie auf einem kleinen Anwesen in Mantwieden ein. Das gehörte einer Frau Zulkis. Die lebte dort allein. Ihr Mann war noch im Krieg. Wir bekamen ein Zimmer, und die Küche konnten wir mitbenutzen. Oma Anna und Opa Johannes wohnten derweil auf einem kleinen Nachbarhof. Sie hatten den kleinen Günter bei sich, dem es Spaß machte, bei seinen Großeltern zu wohnen.

Frau Zulkis hatte noch zwei Kühe im Stall. So bekamen wir manchmal etwas Milch. Unser letztes Pferd stand auch in einem Stall bei Frau Zulkis. Den verriegelten wir nachts so, dass man ihn eigentlich kaum aufbrechen konnte. Außerdem war dort der Hund eingesperrt. Eines Morgens im Dezember waren doch beide gestohlen. Das waren meist Bänden, die dafür verantwortlich waren. Russen taten sich mit einigen litauischen Räubern zusammen und nahmen uns Deutschen das Wenige, was wir noch hatten. Dass sie uns das letzte Pferd stahlen, muss gewesen sein, als Willy noch am Gut Lapienen war und als sie Vater auch dorthin zur Zwangsarbeit abgeholt hatten.

Damals wäre Vater um ein Haar nach Sibirien gekommen. Wir erfuhren erst von Willy, dass Vater in Lapienen zu denen gehört hatte, die von Soldaten auf Lastwagen geladen und nach Taurrogen gefahren worden waren. Von dort sollten sie weiter nach Russland verschleppt werden. Willy hatte einige Zeit gebraucht, um das überhaupt herauszufinden. Als er diese Nachricht nach Mantwieden brachte, waren wir natürlich bestürzt. Da geschah eine Art Wunder. Eine gute Woche später stand Vater plötzlich wieder vor der Tür. Er hatte zu uns nach Mantwieden zurückkehren können. Er berichtete, dass er unterwegs schwer erkrankt sei. Das hätten die sowjetischen Begleitmilizen untersucht und bestätigt. Darauf hätten sie ihn entlassen und zurückgeschickt.

7.38 Der Tod unserer beiden Großväter

Neben dieser Sache, die sich als Katastrophe anbahnte, aber einen guten Ausgang nahm, gab es in der Zeit in Mantwieden etwas zu vermelden, das niemals rückgängig zu machen ist. Unser Egliener Großvater Johannes starb. Wir mussten ihn auf dem Sauger Friedhof begraben. Damals, in den frühen Dezembertagen des Jahres 1945, als Sterben an der Tagesordnung war, gehörte er zu den wenigen, die nicht direkter Gewaltwirkung zum Opfer fielen. Inwieweit aber die täglichen Aufregungen und Ängste und die Sorge um seine Familie und den Hof seine Kräfte schneller schwinden ließen und schließlich auch für seinen Tod ursächlich waren, lässt sich nur vermuten.

Zu denen, die von den sowjetischen Besetzern hingenmordet wurden, gehörte leider auch unser anderer Großvater, Mutters Vater, Michel P. Er hatte in Kleinkurschen, wo er einen kleinen Hof hatte wie wir, ausstehen wollen und war nicht auf die Flucht gegangen. Als die Russen plündernd auf seinen Hof kamen, wollten sie ihm auch sein Pferd wegnehmen. Das liebte er über alles, jedenfalls so sehr, dass er sie daran hindern wollte. Es war ein schöner schwarzer Halbtrakehner. Großvater hatte keine Chance. Sie haben ihn einfach erschossen.

Aber es sollte noch schlimmer kommen.

8.0 Rückkehr nach Egliehen

Etwa im März 1945 beschlossen meine Eltern, nach Egliehen zurückzukehren. Das Land musste bestellt werden. Wir hatten außerdem Gerüchte gehört, dass einige von uns Deutschen schon wieder auf ihren Höfen waren. Andere Nachrichten, dass Litauer die Höfe abwesender deutscher Bauern besetzten, hatten ihn allerdings beunruhigt. Er hatte seinen Hof nicht nur von seinem Vater übernommen, sondern viel Kraft hineingesteckt. Er hatte umgebaut, das Dach gehoben und vieles in Stand gesetzt. Damit hatte er auch nach außen hin Erfolg gehabt. Im Wettbewerb der Dorferneuerung hatte er für seinen Hof immerhin den 2. Preis gewonnen. Dass er einmal nicht mehr Besitzer dieses Hofes sein könnte, konnte er sich - wie auch ich mir, soweit ich damals überhaupt so weit denken konnte - nicht vorstellen.

Mit diesen Sorgen muss sich Vater etwa Ende März zunächst allein nach Egliehen aufgemacht haben. Er fand unseren Hof von Litauern noch unbesetzt. Wie er später berichtete, erkannte er auch sofort, weshalb die nur wenig Interesse an seinem Hof haben konnten. Er war nicht nur ausgeplündert, sondern auch demoliert. Von der Scheune stand nur noch das Dach und die Balkenkonstruktion. Sogar das Scheunentor war weg und die Bretter waren herabgerissen. Ähnlich sah es im Stall aus. Das Haus war verwüstet. Glücklicherweise fand er einige Möbel und Fenster im Bunker wieder.

Er kam eilig nach Mantwieden zurück, lieh sich ein Pferd und fuhr mit dem größten Teil der Familie im Leiterwagen nach Egliehen. Er hat tüchtig gearbeitet, bis er alles wieder an Ort und Stelle hatte und der Hof wieder einigermaßen wohnlich war. Einige Hühner und das Kaninchen hatte er auch mitgenommen.

Mich, Willy und Albert ließen die Eltern zurück. Sie wussten, dass es auf dem Hof in Egliehen ohne Vorräte für alle sehr schwer werden würde. Jeder Esser zählte da. Sie waren den Dörings in Mantwieden deshalb dankbar, dass sie mich dort für eine Übergangszeit zurücklassen konnten. Ich war doch schon so selbständig, dass meine Eltern meinten, mir das zumuten zu können. Die Dörings nahmen dann auch noch Willy auf, weil der nicht bei den Russen auf dem Gut in Lapienen bleiben konnte. Aus dem gleichen Grund blieb Albert bei der Familie Naujoks in Kukoreiten. So konnten wir drei größeren Jungs arbeiten und uns ernähren. Die Jüngeren waren noch nicht selbständig genug. Sie brauchten die Fürsorge der Eltern.

Während dieser Zeit beobachtete ich auch Dinge, die ich mir damals noch nicht zusammenreimen konnte und in meiner jugendlichen Unbedarftheit einfach zur Kenntnis nahm. Während dieser Zeit wohnte ich zeitweise auch bei den Naujoks in Kukoreiten, bei denen sich Albert meistens aufhielt, wenn ich bei Dörings war. Auf dem Hof der Naujoks, deren Anwesen etwas kleiner war als das der Dörings, hielten sich zeitweise Wehrmachtsangehörige auf. Sie versteckten sich auf dem Heuboden. Ich brachte ihnen manchmal etwas zu essen. Sie versuchten sich auch Zivilkleidung zu verschaffen. Ich erinnere mich noch, dass einmal ein SS-Mann dabei war. Er war Holländer und noch ganz jung. Freiwillig habe er sich gemeldet, erzählte er mir. Ich konnte das damals alles nicht einschätzen. Jedenfalls versuchte er da heil rauszukommen. Als er sich etwas erholt hatte, machte er sich auf den Weg nach Westen. Er nahm eine Sense mit und versuchte sich als Bauer zu tarnen. Ich meine mich zu erinnern, dass sie später erzählten, er sei doch erschossen worden. Die

Naujoks wurden später übrigens nach Sibirien deportiert. Da war ich aber glücklicherweise schon lange weg. Ob es damit zusammenhängt, dass sie Leute, die Hilfe brauchten, versteckten, weiß ich nicht.

9.0 Vaters Tod und sein Grab auf dem Friedhof von Schattern

Als ich mich damals, Anfang April 45, von Vater in Mantwieden verabschiedete und er mit unserer Familie auf dem Leiterwagen nach Eglienen davonfuhr, war sich natürlich keiner von uns der Endgültigkeit dieses Abschieds bewusst. Es war eine furchtbare Zeit, in der zur täglichen Regel geworden zu sein schien, dass heute nichts mehr von dem galt, was gestern noch fester Grundsatz war. Keiner von uns hätte sich aber vorstellen wollen, dass Vater plötzlich nicht mehr da sein sollte. Und dennoch sah ich Vater bei diesem Abschied zum letzten Mal. Alles was ich in den nächsten Zeilen über das furchtbare Geschehen in Eglienen berichte, weiß ich nur aus den späteren Erzählungen der Familie. Dazu gehört schon das, was ich oben über den Zustand berichtete, in dem Vater den Hof bei seiner Rückkehr vorfand. Leider gab es solche Räuber, die Höfe überfielen und ausraubten, auch weiterhin im Land. Der Krieg war zwar dann offiziell am 8. Mai 1945 zuende, die Mordbrennerei aber nicht. Litauer besetzten nicht nur leere Anwesen, sondern fielen mit Russen in Banden raubend und mordend über von Deutschen bewohnte her. So auch bei uns in Eglienen. Meine Eltern hatten genug Sorgen, mit den beschränkten Mitteln die Frühjahrsbestellung der Felder durchzuführen. Da kamen nachts die Räuber und wollten ihnen das Wenige abnehmen, was sie noch hatten. Eines Tages Ende Mai drangen wieder mehrere bewaffnete Gestalten ins Haus ein. Vater konnte sich nicht wehren und stand vor der Wahl, die Gewalt hinzunehmen oder den staatlichen Ordnungshüter herbeizurufen, um die Räuber in die Schranken weisen zu lassen. An diesem Tag im Mai entschied er sich für das letztere. Er hatte wohl die vage Hoffnung, der Kommandant werde einem Deutschen helfen, der „unter die Räuber“ gefallen war. Er sprang aus dem Fenster und eilte in die Nacht, wie mir später Mutter sagte, in der Absicht, den „Kommandanten“ zu holen. Die Milizionäre wollten sich ihren Spaß nicht verderben lassen. Sie machten ohne Zögern von ihren Waffen Gebrauch und schossen hinter ihm her - und sie trafen ihn. Er erhielt eine schwere Verletzung im Unterleib und muss gleich tot gewesen sein. Weil der Fall polizeilich untersucht werden musste, konnten Mutter und meine Brüder ihn nicht gleich hereinholen. Sie mussten ihn draußen liegen lassen und durften ihn nur zudecken. Dieser Mord ereignete sich am 28. Mai 1945. Mich erreichte die Nachricht von Vaters Tod in Mantwieden bei den Dörings erst etwa zwei Tage später. Wie schon erwähnt, arbeitete ich dort auf dem Hof mit Willy. Wir konnten uns beide später nicht erinnern, wer die Nachricht überbrachte. Sie war wohl von Egliener Nachbarn veranlasst, dann aber über so viele Stationen gegangen, dass sie falsch bei uns ankam: Wir P██████-Jungen sollten schnell nachhause kommen, unsere Mutter sei von Russen erschossen worden. Diese Nachricht erreichte uns gegen Abend. In Mantwieden waren wir gerade beim Kartoffellegen. Noch am gleichen Abend nahmen wir Verbindung mit Albert bei den Naujoks in Kukoreiten auf, den die Nachricht auch schon erreicht hatte. Wir beratschlagten, wie wir am besten nach Eglienen gelangen konnten. Die Bäuerin, Frau Döring, gab uns den Marktwagen mit dem Schimmel. Am nächsten Morgen um neun sind wir losgefahren. Zuerst nahmen wir die Asphaltstraße in Richtung Norden bis hinter Prökuls. Dort bogen wir ab

und hielten uns nordöstlich, um abzukürzen. Keiner von uns wusste den genauen Weg. Wir sind immer geradeaus gefahren und hofften, dass die Richtung stimmt. Wir fuhren dann ziemlich lange durch einen Wald, in dem viel russisches Militär lag. Die hatten bis vor gar nicht so langer Zeit gekämpft. Es war ja erst drei Wochen nach Kriegsende. Wir fürchteten immer wieder, sie würden uns anhalten und uns u.U. sogar den Schimmel wegnehmen. Aber sie waren offenbar anderweitig beschäftigt und kümmerten sich nicht um uns. Auf dem ganzen Weg haben wir keinen einzigen Zivilisten getroffen. Der Schimmel trabte immer weiter. So kamen wir bis nach Dawillen. Der Ort gehörte schon zu dem Gebiet, das uns nicht ganz unbekannt war. Da legten wir eine kurze Rast ein und gaben dem Schimmel Hafer. Dann kamen wir durch Gabergischken. In dem Ort hatte Vater noch während unserer ersten Flucht das Postamt geführt, als wir vor neun Monaten auf der ersten Flucht schon in der Elchniederung waren. Jetzt waren wir aber in Eile. Am Nachmittag kamen wir in Eglienen an. Als wir auf den Hof fuhren, kamen alle aus dem Haus. Auch Mutter war dabei. Da waren wir natürlich irritiert. Aber ein Tischler war auf dem Hof, der einen Sarg zusammenzimmerte. Also war doch jemand umgekommen. Als ich Papa nicht sah, ahnte ich gleich, dass er - nicht Mutter - betroffen war. Nur wenige Minuten später erfuhren wir das, was ich oben schon berichtet habe. Das Begräbnis war bereits vorbereitet. In der Gruft der P██████ auf dem Friedhof von Schattern haben wir ihn am nächsten Tag beigesetzt. Dort liegt Vater seitdem begraben.

Heute - im Jahre 2005 - muss ich eigentlich schreiben „lag“, denn der Friedhof ist jetzt so verwachsen und verrast, dass nur ein Informierter vermuten kann, dass hier einst einer existierte. Seit 1996 gibt es dafür allerdings einen deutlichen Hinweis. Mit meinem jüngeren Bruder Günter vereinbarte ich, in dem wüsten Feld des Friedhofs von Schattern das Grab unseres Vaters zu finden, zu säubern und ein Kreuz zu setzen. Unsere Mutter Anna hatte das Grab bis zu ihrer Ausreise 1959 gepflegt. Nach der Ausreise der meist protestantischen Deutschen war niemand mehr begraben worden. Die Litauer hatten für Eglienen und Plickien schon zu unserer deutschen Zeit ihren eigenen katholischen Friedhof. Das ist im Memelland nicht überall so. In vielen Dörfern haben sie unsere deutschen übernommen.

Friedhöfe spielen - so konnte ich bei meinen Reisen seit der Wende feststellen - bei den Litauern eine zunehmend wichtige Rolle. In den furchtbaren Jahren nach 1945 wurden zehntausende von Litauern nach Sibirien deportiert. Manche sind nie zurückgekehrt und dort gestorben. Heute werden sie von ihren Angehörigen in Russland exhumiert und nach Litauen zurückgeholt, um sie in litauischer Erde beizusetzen. Grabplätze haben also in Litauen heute durchaus Konjunktur. Der verfallene Friedhof in Schattern ist demnach eine Ausnahme.

Günther fuhr 1996 nach Plickien und fand mit unserem Cousin Walter K██████ das Grab unseres Vaters. Walter ist der Sohn von der Schwester meines Vaters und lebt heute noch in Litauen im Nachbarort Kleinkritting. Er half Günter die Gruft der P██████ zu säubern und darauf ein Holzkreuz mit dem Namen unseres Vaters aufzustellen. Heute gibt es nur noch Vaters Grab als sichtbare Spur des Friedhofs. Ich war zwei Jahre später noch einmal dort und habe mir das angesehen.

Dort wurde übrigens 1947 auch Vaters Mutter Anna begraben. Sie starb zwei Jahre nach seiner Ermordung in Eglienen.

Der Schock, der uns damals Ende Mai 1945 erfasste, ist kaum zu

beschreiben. Am schlimmsten traf es Mutter. Sie hatte einen Zusammenbruch und musste sich ins Bett legen. Erschwert wurde ihre Situation dadurch, dass sie zum zwölften Mal schwanger war. Für den Winzling, der da kommen sollte, hatte das auch tödliche Folgen. Er starb bei der Geburt.

In dieser Situation trat unsere große Schwester Edith unserer Mutter zur Seite. Sie hatte ihr schon immer sehr geholfen. Jetzt übernahm sie das Kommando über die Familie im Haus. Willy blieb in Eglienen und organisierte die Arbeit, die bei der Feldbestellung getan werden musste.

10.0 Unser Leben einrichten ohne Vater

Wie groß unser Schock damals war, dass Vater von heute auf morgen nicht mehr da war, kann ich mit meinen Worten überhaupt nicht mitteilen. Wir waren als übriggebliebene Deutsche ohnehin in einer bedrängten Situation. Dazu waren wir eine große Familie, in der Vater die stärkste Stütze gewesen war. Welche Last er getragen hatte merkte vor allem Willy, als er sah, mit welchen beschränkten Mitteln er noch die Bestellung der Felder durchgeführt hatte. Bis in seine letzten Tage hatte ihm beim Ackern und der Aussaat noch der alte Klepper zur Verfügung gestanden, der den Leiterwagen mit unserer Familie nach Eglienen zurückgebracht hatte. Bei den anschließenden Arbeiten hatte der Gaul seine letzten Kräfte eingesetzt. Es mag heute wie ein Menetekel erscheinen: An dem Tag, an dem Vater nachts erschossen wurde, war am Morgen das Pferd eingegangen. Alle Arbeiten, die ein Pferd erforderten, musste Willy jetzt so organisieren, dass er sich dazu ein Pferd von Nachbarn lieh.

Mit denen galt es sich zu arrangieren. Die meisten deutschen Eigentümer waren nicht zurückgekehrt. In die leeren und meist ähnlich zerstörten und verwüsteten Gehöfte waren inzwischen Litauer eingezogen. Viele von denen hatten vorher keine gehabt und waren jungverheiratet. Ihnen wurde zugesichert, dass die Höfe und auch das zugehörige Land ihr Eigentum seien, vom Staat geschenkt. Das waren die Neusiedler (Naujakurei). Sie wurden von der litauischen Verwaltung unterstützt, sowohl mit Saatgut, wie auch durch Darlehn und mit landwirtschaftlichem Vieh. Die Unterstützung ging auch soweit, dass zurückgekehrte deutsche Familien ihren Hof verlassen mussten, um solchen Neusiedlern Platz zu machen. Darüber im übernächsten Kapitel mehr.

Vater hatte als Deutscher allerdings im April 45 auch Saatgut in Memel (damals schon Klaipeda) erhalten. Im Herbst waren wir dadurch verpflichtet, die Frucht mit geringem Übermaß zurückzugeben. Vater hatte Hafer- und Gerstensaaten bekommen und hatte sie noch ausgebracht, zwar verspätet, aber er hatte sie noch in die Erde gebracht. Das stand für die Kartoffeln noch aus. Als das Begräbnis vorüber war, wurden in den ersten Junitagen 1945 die Kartoffeln gelegt. Das war auch deshalb problematisch, weil wir nicht genug Saatkartoffeln hatten. Einige Zentner hatte Vater noch in Mantwieden bekommen und bei der Heimkehr mitgebracht. Beim Aufräumen im Keller fanden wir dann noch einen Sack. Die Russen hatten beim Hausen auf unserem Hof und beim Plündern in diesem Keller ihre Pferde untergebracht. Er war deshalb so mit Dung angefüllt, dass die Kartoffeln ganz zugedeckt waren. Wir waren froh, sie jetzt zur Aussaat noch rechtzeitig zu finden.

Was ich in diesem Kapitel berichte, haben mir Mutter und Willy erzählt. Ich war nämlich in den ersten Monaten nach Vaters Tod nicht in Eglienen dabei. Die Familie damals richtig zu organisieren, bedeutete auch, dass

Albert und ich wieder zurück nach Naujoks bzw. nach Mantwieden gingen. Dort konnten wir weiterhin arbeiten und - was für uns am wichtigsten war - auch essen. Dafür gab es in Eglienen, wo noch genug Mäuler zu stopfen waren, zwei weniger.

Willy brachte erstmals Ende Juni wieder Nachricht von daheim. Er kam nach Mantwieden, weil Frau Döring ihm eine alte Mähmaschine versprochen hatte. Sie hatte mehrere in der Scheune unter Stroh verborgen. Eine schon sehr betagte zogen wir dort hervor und zerlegten sie so, dass sie auf Willys Wagen passte. Schwerer war es für Willy, sie in Eglienen wieder richtig zusammensetzen. Wer ihm dabei geholfen hat, weiß ich nicht mehr. Von einem der Nachbarn konnte er sich dann auch zwei Pferde leihen. Die waren sehr unterschiedlich groß, aber er brachte die Mähmaschine wenigstens zum Laufen, und er konnte die Heuernte beginnen.

Das „Glück“ währte aber nicht lange. Die Deichsel brach und war nicht mehr zusammenzunageln. Er musste das Mähen für diesen Tag aufgeben. Am nächsten Morgen schlug er im Wald eine entsprechend große Birke und bearbeitete sie solange, bis er den Stamm als Deichsel einsetzen konnte. Als er dann mit dem Mähen fortfahren wollte, zeigte sich, dass die Mähmaschine nicht mehr zum Laufen zu bringen war. Auch der Nachbar Kalwis konnte den Fehler nicht finden. Mutter ging zu ihm hinaus an den Steinhäufen am Feld und schaute wie er immer wieder versuchte. Sie sagte zu ihm: „Junge, wie lange willst du noch murksen. Mit dem Mähen geht es nicht voran!“ Das ärgerte Willy, aber sie hatte ja recht.

Willy beschloss die Mähmaschine aufzugeben und mit der Sense zu mähen. Auch damit hatte er bisher noch nicht gearbeitet und musste es erst versuchen und lernen. Zunächst musste er aber eine haben. Er fand nur einen Stiel. Nach langem Suchen entdeckte er unter dem Hühnerdreck des Hühnerstalls einen Sensenschwengel. Der war aber auch so verdreht, dass er ihn erst reinigen musste. Dann dengelte er ihn bis er einigermaßen scharf war. Als er Stiel und Schwengel zusammenhatte, konnte er endlich mit dem Mähen beginnen. In der Hitze des späten Frühjahrs musste er eine erste Pause machen. Schon kurz danach war es mit der Freude über ein funktionierendes Werkzeug zuende. Der Stiel brach ab. Obwohl es zum Verzweifeln war, Willy verzweifelte nicht. Aus dem Wald holte er sich ein Stück Tannenholz, das ihm geeignet erschien und bearbeitete es solange, bis es passte. So ein Sensenstiel ist kein einfaches Werkstück. Nur wer es einmal selbst probiert hat, kann wirklich ermessen, wie schwierig die Herstellung ist, besonders, wenn man nur über eine eingeschränkte Palette von Werkzeugen verfügt. Willy hatte das alles noch nie gemacht, eigentlich auch nicht zugeschaut, wie man es macht. Aber mit seiner Geschicklichkeit und Beharrlichkeit schaffte er viel von dem, was er sich immer wieder vornahm. Nicht allein, um ihn zu loben, habe ich das hier einmal etwas genauer aufgeschrieben, sondern weil ich zeigen möchte, wie glücklich wir damals sein konnten, dass wir nach Vaters Tod wenigstens Willy hatten, der schon Feldarbeit machen konnte. Außerdem wollte ich verdeutlichen, unter welchen Einschränkungen und wie primitiv wir wirtschafteten, nachdem die Russen einmal über das Land gegangen waren.

11.0 Schäden des Krieges im Feldflur

Die letzte Wiese der Heuernte war die zu dem Hof hin, der früher Salomons gehört hatte. Darauf war jetzt auch ein Litauer. Mutter hatte den

gebeten, Willy bei diesem letzten großen Stück zu helfen. Sie würden ihnen auch die Hälfte der Mahd geben. Der schickte seinen Sohn, der zwei Jahre älter war als Willy. Sie fingen früh an und schafften das ganze Feld in einem Tag.

Auf dieser Wiese war Stacheldraht gezogen und ein Laufgraben ausgehoben. Das ging bis Plicken und noch weiter. Nach der Heuernte ging er daran, die Schäden auf unserem Feld zu beheben. Erst musste er den Stacheldraht zusammenrollen. Der war so verwickelt, dass er sich bei der Arbeit die Hände aufriss. Aber nach und nach hat er die Hindernisse abgebaut. Dann musste der Laufgraben zugeschüttet werden. Dafür nahm er sich jeden Tag etwas Zeit. Unser Bruder Günter ging manchmal mit ihm hinaus. Er war damals erst sechs und konnte Willy noch nicht helfen. Aber er brachte ihm Wasser, wenn es Willy beim Arbeiten warm wurde.

Danach schüttete er den Kanonenstand in unserem Wäldchen zu. Das war noch einmal eine schweißtreibende Arbeit. Günter schaute wieder zu, weigerte sich diesmal aber, Willy Wasser zu holen. Er sagte: „Heute hole ich dir kein Wasser. Nur, wenn du mir auch Holzklotschen machst, hole ich.“ Das war eine Erpressung. Willy sagte ihm die „Klotschen“ zu und Günter brachte das Wasser. Er hatte sie bei ihm und Edith gesehen. Willy hatte sie aus flachen Hölzern gemacht, die wie Schuhe rundgearbeitet waren und hatte vorn Lederstreifen von der einen zur anderen Seite rübergemagelt. Das war besser als barfuß gehen, insbesondere, wenn man schneller gehen wollte und arbeiten musste. Schuhe gab es ja nicht und die alten waren allmählich aufgebraucht.

12.0 Meine Konfirmation und vieles über den Pastor und die Not unserer evangelischen Gemeinde in Plicken

Im April 1945 war ich 14 Jahre alt geworden. In diesem Alter gehen wir Protestanten zur Konfirmation. Daran änderte auch die Not der Nachkriegszeit nichts. Zum Fest, das eigentlich die Aufnahme in die Erwachsenenwelt der Gemeinde meint, gehörte bei uns eine gewisse Vorbereitung durch religiöse Unterweisung. Gebete, Sprüche und Lieder mussten gelernt werden. In den ersten Nachkriegsmonaten war ich noch bei Dörings in Mantwieden untergebracht. Dorthin erhielt ich schon von Mutter Anweisungen, was ich zu lernen hatte. Es gab bestimmte Sprüche und Gebete, die man nach ihrer Ansicht einfach können musste. Dem entzog ich mich nicht. Etwa Ende Juli 1945 kam ich dann zurück nach Eglienen und ging noch einige Wochen in den Konfirmandenunterricht bei dem Laienprediger Tidecks. Erschwerend kam für mich hinzu, dass ich alles auf Litauisch lernen musste. Unsere deutsche Sprache war verboten. Das ist nicht nur so dahergesagt, sondern wurde für manche, die sich nicht daran hielten, zu bitterem Ernst. Ich erinnere mich des Schicksals von Pastor Blessner. Damals war er auch nur Prediger. Er sprach in der Kirche in Memel deutsch mit seinen Gläubigen und versuchte auch zu predigen. Aber Spitzel denunzierten ihn. Er wurde angeklagt und zu zehn Jahren verurteilt; nur dafür, dass er gewagt hatte, seine Gläubigen in deren Muttersprache anzusprechen. Und er musste die Gefängnisstrafe tatsächlich antreten. Ob er sie ganz absitzen musste, weiß ich nicht mehr. Abgeurteilt wurde er jedenfalls in dieser Zeit unserer besonderen Bedrängnis Ende der vierziger Jahre.

Meine Konfirmation fand dann Ende August 1945 in unserer Kirche in Plicken statt. Die nahm dann aber Pastor Sprogys vor, der damals auch noch Leienprediger war, aber offenbar einen Rang höher als Prediger



Solche Konfirmationsurkunden gab es bei uns im Memelland. Unter normalen Umständen wäre sie vielleicht einer Abbildung nicht wert. Unter den Umständen, unter

denen ich sie im Spätsommer 1945 in einer Art Notkonfirmation erhielt, ist sie eine Denkwürdigkeit. Wenn ich sie so betrachte, wundere ich mich heute. Unsere memelländische Welt war in den Monaten zuvor gerade untergegangen. Dennoch hatte sie **Pfarrer Srogys** bereit. Sie ist gewiss noch aus seinen deutschen Beständen gewesen. Weil sie deutsch ist, entsprach sie eigentlich nicht den Vorschriften. Unsere Sprache war verboten. Ich musste in der Vorbereitung alle Lieder und Sprüche auf Litauisch lernen. Schon in Mantwieden bei Frau Döring, wo ich mich ja in den zwei Monaten nach Vaters Tod noch meistens aufhielt, musste ich üben. Dann bereitete uns Pfarrer Tidecks in Plicken speziell vor. Pfarrer Srogys kam schließlich aus Dawillen herüber und nahm in unserer **Plickener Kirche** meine Konfirmation vor. Es war eigentlich eine absurde Situation. In der Kirche waren alle Zurückgebliebenen Deutsche. Die Litauer, ob Neusiedler oder die wenigen Alteingesessenen, waren katholisch und gingen nicht in unsere protestantische Kirche. Wir waren also unter uns. Trotzdem lief das meiste litauisch ab. Auch Pfarrer Srogys predigte litauisch.

Die Abbildung der Kirche auf dem Bild ist übrigens nicht irgendeine, sondern **unsere Kirche in Plicken**. Das macht die Urkunde für uns so wertvoll. Sie steht **heute** noch und ist Kirche einer evangelischen Gemeinde. Die ist heute viel kleiner, als in den fünfziger Jahren. Deshalb steht entsprechend wenig Geld zur Verfügung, wenn auch die Steuerlast nicht mehr so hoch ist, wie in den fünfziger Jahren (siehe auch Kapitel 12.0). Bis zur Wende 1991 war sie deshalb zusehends verfallen. In den letzten Jahren wurde sie renoviert. Ich glaube, es ist auch Geld aus Deutschland dabei.

Tidecks. Prediger Srogys kam zur Konfirmation eigens von Dawillen, wo er seine Pfarrei hatte, herüber nach Plicken, um uns den Segen der Konfirmation zu erteilen. Die Urkunde, die ich damals von ihm erhielt, habe ich heute noch. Sie ist auf Seite 20 abgebildet. Dort schreibe ich auch auf, weshalb sie mir soviel bedeutet.

Pastor Srogys setzte sich sehr für die Kirche und die Religion ein. Er war jünger als Vater. Als ich damals konfirmiert wurde, war er 43 Jahre; denn er war Jahrgang 1902. Damals war er noch Prediger. Im August 1950 wurde er aber zum Pastor ordiniert und bekam den Sprengel Szaukeln und Wannaggen. Das liegt noch weiter im Süden von uns als Dawillen, schon näher bei Mantwieden, wo wir am Kriegsende auf dem Bauernhof interniert gewesen waren. Nur wenige km südlich von Szaukeln kommt schon Saugen, wo mein Großvater Johann begraben liegt. Das habe ich in Kapitel 7.39 beschrieben.

Pastor Srogys war Deutscher und evangelisch, konnte aber nicht nur gut Litauisch, sondern hat sich dann auch zum Litauischen bekannt. Inwieweit das Überzeugung oder nur politisches Bekenntnis war, um mit seiner evangelischen Kirche zu überleben, weiß ich nicht. Jedenfalls hatte er es ungeheuer schwer. Deutsch sein war ohnehin schlecht im litauischen Memelland der Nachkriegszeit und evangelisch war ein zusätzlicher Makel. Das bolschewistische Regime, das die Sowjets ab 1945 über Litauen stülpten, war gegen jegliche Religion. Mit Schikanen und steuerlichem Druck bis zur Unerträglichkeit versuchten sie uns auszutreiben, zum Glauben zu stehen. Da erwuchs ihnen auch in meiner Mutter, die sonst vieles ertrug, ein Gegner. Ihre Kirche wollte sie sich nicht nehmen lassen. Zum Rhythmus unserer Zeit gehörte der sonntägliche Kirchgang, zu dem sie uns um sich scharte und dann gingen wir sauber gekleidet mit ihr in die Kirche nach Plicken. Abwechselnd blieb einer von uns Größeren Geschwistern zu Hause, um nach dem Haus und dem Herd zu sehen. Auch die Sonntagsruhe wurde eingehalten: Sonntags keine Arbeit bis Sonnenuntergang. Nur die Tiere durften versorgt werden.

Makaber ist, dass uns das Regime mit der Einrichtung der Staatsgüter die Einhaltung der sonntäglichen Arbeitsruhe sehr erleichterte; denn die Tiere wurden uns ja mit dem Land fast alle genommen.

Vor allem mit steuerlichen Maßnahmen rückten die staatlichen Behörden unserer Begeisterung für die Religion zu Leibe. Nicht in der Not der ersten Nachkriegsjahre war der Druck am größten, sondern zu Beginn der fünfziger Jahre entfaltete er eine verhängnisvolle Wirkung. Um diese Zeit, meine ich mich zu entsinnen, wurde die Steuerlast, die der kommunistische Staat unserer Kirchengemeinde auferlegte, immer schwerer. Diese ganze Last mussten wir verhältnismäßig wenig begüterten Gemeindemitglieder tragen. Mutter hatte fast überhaupt kein Geld. Um auch ihren Anteil zu den Gemeindefinanzen beizutragen, verkaufte sie in dieser Zeit sogar die Kuh. Was das bedeutet, kann nur ermessen, wer weiß, wie sehr eine Kuh die wirtschaftliche Grundlage ihres ländlichen Familienhaushaltes war.

Glaube und Gebet haben uns immer wieder Kraft gegeben, besonders wenn wir in schwerer Drangsal waren. Auch Willy berichtete davon, als er im Dezember 1953 vom Militärdienst in Russland zurückkehrte. Das einzige, was er nach drei Jahren und acht Monaten von dort mit zurückbrachte, war ein Gebetbüchlein, das Mutter ihm gegeben hatte. Das war die ganzen Jahre über sein Begleiter. Sonntags hatte er es immer genutzt, wenn sich Gelegenheit dazu bot, und das war in seiner Werkstatt, die er in seiner Einheit zu verwalten hatte, meist der Fall. Nach seiner Rückkehr gab er das Büchlein Mutter zurück.

13.0 Die Umbettung der Russen

Eines Sonntags wurden alle Männer aufgefordert, sich bei Jauzdin in Richtung Gabergischken zu versammeln. Aus unserer Familie musste Willy hin. Dort stand noch eine Baracke der deutschen Flakabwehr, bzw. das, was davon übrig war. Die mussten die Männer abreißen und aus den Brettern sargförmige Kisten zusammennageln. Jeder hatte ein Soll zu erfüllen. Am nächsten Tag mussten sie Gräber graben und zwar am Scheschka bei Plicken. Das war eigentlich eine ziemlich feuchte Wiese in Richtung Birkenwalde. Die Arbeit dauerte etliche Tage. Wer Pferde hatte mit Wagen, musste damit hinfahren; die anderen wie Willi mussten sich mit Spaten versammeln. Russische Soldaten sollten ausgegraben, in die Särge gelegt und in den Gräbern beigesetzt werden. Auf den Wagen sollten die Särge zunächst zu den Fundorten und die gefüllten zu den vorbereiteten Gräbern gefahren werden. Den Befehl dazu gab ein russischer Offizier. Er drohte jedem Bestrafung an, der diesem Befehl nicht folge. Es war ein warmer Tag. Die Männer begannen bei dem Massengrab bei Jenkis in Eglienen. Ein Gartenzaun war bisher drumherum. Der Anfang war am schlimmsten; denn der Leichengeruch war unerträglich. Sie waren schon mindestens ein halbes Jahr in der Erde. Einzelne lagen an verschiedenen Gehöften. Auf unserem Anwesen lag auch einer hinter der Scheune. Als Willy ihn ausgrub, sahen wir, dass darin ein russischer Offizier lag. Er war wohl auf unserem Hof gefallen. Deutsche Soldaten fanden sie nirgendwo. Als ob keine gefallen wären.

Als Willy nachhause kam, roch er fürchtbar. Selbst roch er es angeblich kaum noch. Er musste sich waschen und im Keller andere Kleider anziehen. Aber wir rochen es dennoch.

Die Aktion dauerte etwa eine Woche. Dann mussten die Männer um das Gräberfeld eine Ziegelmauer errichten. Die Steine dazu fuhren sie vom

Pfarrhaus heran. Es war ausgebrannt. Bei dieser Gelegenheit wurde die Ruine noch abgerissen. Später wurden diese Soldaten noch einmal ausgegraben und nach Deutsch-Krolingen umgebettet. Damals war ich aber schon nicht mehr in Eglienen.

14.0 Unsere ersten „neuen“ Kühe

Zu einem landwirtschaftlichen Betrieb im Memelland gehören Kühe. Wer über eine Kuh verfügt, kann schon nicht so leicht verhungern oder kann darüber hinaus sogar mit Milch einen Gelderwerb beginnen. Am Hof verfügten wir nach unserer Rückkehr lediglich über den Karnickel, den wir von Mantwieden mitgebracht hatten. Dessen Ende war abzusehen; denn der musste irgendwann geschlachtet werden, um überhaupt einen Sinn zu erfüllen. Eine Kuh konnte er nicht ersetzen. Unsere Kühe – mindestens drei – hatten wahrscheinlich die Russen geschlachtet, als sie während unserer zweiten Flucht auf unserem Hof hausten. Meine Mutter erzählte, dass die Spuren am Hof darauf hinwiesen, dass das so gewesen sei. Mit den Kühen mussten wir also wieder von vorne anfangen. Aber da war guter Rat teuer; denn wir hatten kein Geld, um eine zu kaufen.

Einer der nächsten Nachbarhöfe – etwas kleiner als wir – war die Kantautwirtschaft. Die Kantauts waren die früheren Besitzer gewesen. Sie waren zwar Deutsche gewesen, waren aber wie auch wir nicht in die Vertreibung gegangen. Auf den Hof waren sie jedoch aus Gründen, die ich nicht mehr weiß, nicht zurückgekehrt, sondern hinüber ins Litauische gegangen. Zumindest ein Teil der Familie lebte dann in Grottingen und ich meine mich zu erinnern, dass sie sich für Litauisch erklärt hatten. Jedenfalls waren sie schon im Herbst 1945 nicht mehr auf ihrem Hof. Ein gewisser Milaschus wirtschaftete dort. Das war ein Litauer, der schon zu deutscher Zeit bei uns gelebt hatte. Bei meinem Onkel hatte er als Knecht auf dem Hof gearbeitet. Jetzt erklärte er sich bereit, uns für zehn Zentner Roggen eine Kuh zu besorgen. Das war ein sehr hoher Preis für uns. Wir mussten überlegen, ob da noch genug für uns übrig blieb, dass wir nicht hungerten. Wir berieten uns und sicherten ihm schließlich zu, den „Preis“ zu zahlen. Er brachte die Kuh. Wir waren froh, wieder ein richtiges Haustier zu haben. Aber welche Enttäuschung: Sie gab fast keine Milch und das Bisschen war so bitter, dass sie ungenießbar war. Wir meinten, das durch besseres Futter ändern zu können. Unsere Mühe half überhaupt nichts. Er hatte uns eine für Milchwirtschaft unbrauchbare Kuh angedreht. Auf unsere Vorhaltungen nahm er sie zurück. Er versprach uns, sie durch eine brauchbare zu ersetzen. Er selbst schlachtete die unbrauchbare. Willy half ihm noch dabei. Eine andere Kuh aber brachte er uns trotz wiederholter Mahnungen nicht. Das zog sich mehrere Monate hin. Schließlich meldeten wir das der Behörde in Plicken. Er wurde bestellt und verurteilt, uns sofort eine Milchkuh zu besorgen. Die fand er bei einem Bauern im Litauischen auf einem Hof bei Krottingen (Kretinga). Wir mussten ihm helfen, sie dort zu holen. Weil es im Winter war, spannten wir dazu eines Tages den Schlitten an. Das Gespann bestand aus seinem und unserem Pferd, das wir damals schon hatten. Auf dem Hof gaben sie uns natürlich nicht die beste Kuh, sie war klein und rotbraun. Gegen Abend fuhren wir die 25 bis 30 km zurück. Erst kutscherte Milaschus, als es dunkel wurde übernahm Willy. Milaschus sagte, er fühle sich müde und wolle es sich etwas bequem machen auf dem Schlitten hinter der Kuh. So kamen sie gegen Mitternacht heim auf unseren Hof. Da wachte er auf. Er

sagte, dass er sich wundere, dass wir schon da seien und dass er gut geschlafen habe. Wir luden die Kuh ab und fuhren ihn dann noch auf seinen Hof. Seine Frau erwartete ihn auch noch zu so später Stunde. Als er im Haus in das Licht der Stube trat, fragte sie ihn bestürzt: „Milaschus, wer hat dich denn vom Fuß bis zum Kragen so mit Kuhdung eingeschmiert?“ Erst da merkte er, dass ihn die Kuh am Schlitten ausgiebig „beschissen“ hatte. Deshalb hatte er so angenehm warm geschlafen. Wenigstens diese Seite funktionierte offenbar bei der Kuh. Wir stellten dann fest, dass sie auch Milch gab und dass die genießbar war. Spät im Sommer 1946 kam noch ein Neusiedler aus Litauen auf den Hof Bildat-Lukauski. Damit waren die Gehöfte in der Umgegend alle wieder bewohnt. Er hatte sich von seiner Frau getrennt und wirtschaftete allein. Da er außerdem noch krank war, brauchte er natürlich unsere Hilfe. Er fuhr verschiedentlich ins Litauische, um sich einige Haustiere zu holen. Die, die er schon auf seinem Hof hatte, brachte er dann zu uns, damit wir sie versorgten. Darunter war auch ein Zicklein. Es weidete hinter dem Haus. Nachts brachten wir es in unseren Stall. Gut erinnere ich mich an einen Sommerabend, als die Ziegen von der Weide kamen. Lothar war kurz vor dem Zubettgehen auch dabei. Plötzlich schnappte er sich das Zicklein und versuchte darauf zu reiten. Das sprang natürlich wild herum. Lothar machte das offenbar Spaß. Wir lachten alle. Das war in der Zeit, als wir uns am Hof wieder einigermaßen eingerichtet hatten und heimisch fühlen konnten. Niemand ahnte, dass er uns bald wieder genommen werden sollte.

Von einer seiner Heimfahrten ins Litauische hat uns der Nachbar dann eine Kuh mitgebracht. Sie gab zwar nicht viel Milch, aber sie war wenigstens genießbar und uns somit doch eine Hilfe. Wir gaben Bildat Lukauski dafür Kartoffeln und einige andere Feldfrüchte und dazu noch ein Federbett. Das war auch etwas, aber längst nicht soviel, wie die zehn Zentner Roggen für die erste Kuh.

15.0 Ab nach Sibirien?

Die Zeit der Prüfungen war keineswegs vorüber. Die räuberischen Überfälle der letzten Kriegs- und der Nachkriegsmonate ließen zwar nach. Sie wurden aber nur abgelöst von staatlich angeordneter Räuberei, den Zwangsverschleppungen nach Sibirien. Und um ein Haar wäre dieser Kelch nicht an uns vorübergegangen.

Damals waren wir Deutschen in großer Not. Natürlich erlebten wir auch manche Enttäuschung. Aber in der Regel half jeder jedem so gut er konnte und gab auch dann, wenn er selbst schon kaum noch etwas hatte. Wenn ich mir das heute so vergegenwärtige, wird mir erst recht deutlich, wie toll unsere Volksgemeinschaft funktionierte. Wenn ich nur daran denke, wie mich Dörings in Mantwieden monatelang aufgenommen hatten und dann auch noch Willy behielten.

Bei uns in der Nähe von Plickten war auch eine Familie in Not geraten. Die Bendixens hatten eine große Landwirtschaft. Herr Bendix hatte während der deutschen Zeit mit den Fremdarbeitern Schwierigkeiten gehabt. Dann war er zur Wehrmacht eingezogen worden. Seine Frau war mit ihren sechs Kindern zurückgeblieben und musste mit den Fremdarbeitern allein wirtschaften. Wie wir waren sie auf der zweiten Flucht vor Tilsit stecken geblieben und auf ihren Hof zurückgekehrt. Ihr Mann war noch vermisst. Sie wusste also nicht einmal, ob er noch lebte. Als 1945 die Litauer die Macht im Lande wieder mitübernahmen, gehörte ihr Anwesen zu denen,

die einen neuen litauischen Besitzer bekamen. Ihr erging es wie vielen Deutschen in unserer Situation. Zuerst durfte sie mit ihren Kindern noch in einigen minderen Räumen ihres ehemaligen Besitzes wohnen und dem dabei zuschauen, der es ihr genommen hatte, wie er sich darin breitmachte. Sie durfte sogar unentgeltlich „mitarbeiten“, damit sie und die ihren nicht verhungerten. Nach einiger Zeit wurde sie ganz aus ihrem Besitz verjagt. Als es soweit war, fand sich die junge Frau Bendix fast allein den Anfeindungen ausgesetzt. Glücklicherweise hatte sie mit ihren zwei Buben und vier Mädchen noch ihren Bruder an ihrer Seite. Aber er konnte natürlich auch nicht verhindern, dass sie ihren Hof verlassen mussten. Sie waren gezwungen in Plicken in ein Gebäude zu ziehen, das beschädigt und eigentlich unbewohnbar war. Von dieser Notsituation erfuhr Mutter. Sie kannte Frau Bendix von früher. Mutter sah deren ausweglose Not und lud sie ein, bei uns zu wohnen. Obwohl wir zehn waren, nahm sie Frau Bendix auf, die mit den ihren zu neunt war. Sie hatte noch eine alte Frau dabei. Mutter gab ihr zwei Stübchen a acht qum. Wir behielten drei Stuben: zwei a zwölf qum und eine zu neun qum. Unterm Dach hatten wir noch notdüftig einen Raum ausgebaut. Da schiefen zwei von uns Geschwistern und der Bruder von Frau Bendix. In der neun qum großen Küche stand ein gemauerter Herd und ein Tisch. Wir teilten sie uns. Erst haben wir gekocht und gegessen, dann Frau Bendix mit ihrer Familie. Wir waren jetzt 19 in unserem Bauernhaus, aber wir hatten dennoch Platz für alle und wir haben uns gut verstanden. Frau Bendix brachte zwei Pferde und eine Kuh mit, die es ihr etwas erleichterten, ihre Familie zu versorgen.

Das gehörte nicht zu dem, was ich mit Prüfungen meine, sondern das war tätige Hilfe in der Not, und es ist eigentlich besonders im Nachhinein schön, sich daran zu erinnern, dass man jemand geholfen hat, jedenfalls wenigstens dabei mitgeholfen hat. Zu den Prüfungen gehörte vielmehr, mitansehen zu müssen, wie es den Bendixens weiter erging. Eines Tages geriet unser Hof in eine „bolschewistische Rekrutierungsaktion“ für Sibirien. Ab 1945 brachte die kommunistische Obrigkeit immer wieder güterzugweise Missliebige hinter das Ural. Da wir Deutschen nur noch in beschränkter Zahl im Memelgebiet vorhanden geblieben waren, wurden vor allem Litauer deportiert. Wenn sie nicht gerade interniert waren, fanden die „Greifer“ häufig die nicht an, die sich auf der Liste befanden. Das kam deshalb vor, weil einige derjenigen, die die Deportation fürchten mussten, einen siebten Sinn dafür entwickelten, wann sie unterzutauchen hatten. Die „Greifer“ waren in solchen Fällen meist nicht ratlos. Sie füllten die entstehenden Lücken mit solchen, die sie ersatzweise verschleppen konnten. Wir vermuteten, dass es Listen der örtlichen Behörde gab, die dann in solchen Fällen abgearbeitet wurden. Die Verhaftungstrupps tauchten meist nachts auf. Dann bestand eher die Chance, dass sie die Gesuchten zuhause antrafen.

Eines Nachts war auch unser Hof in Eglienen umstellt. Ich meine mich zu erinnern, dass das im Jahr 1947 gewesen ist. Die Bendixens wohnten jedenfalls schon einige Zeit bei uns. Die Männer waren schwer bewaffnet. Sie standen in Sicht- und Rufabstand mit aufgepflanztem Gewehr. Der Versuch, zu entkommen, wäre ein lebensgefährliches Unterfangen gewesen. Nach Vaters tragischem Tod wussten gerade wir das. Die „Greifer“, die damals zu uns kamen, brauchten aber gar nicht alle, die sie auf unserem Hof vorfanden. Es genügte ihnen eine Familie. Ich meine mich zu erinnern, dass es einige Zeit noch unklar war, wen von uns das

A.

K. Nr. *11*

Pakambrėn 19 *am 24 April* 19 *31*

Pas žemiau pasirašiusį užrašų valdininką šiandien atvyko asmeniškai
Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute der Persönlichkeit

nach

bei *lin*
des Arbeiters Michel P. *kannt,*

gyven
wohnhaft in

Eglienen

ir pareiškė, kad ji
und zeigte an, daß von der

Anna P. *geborenen Memels,*
früher Gf. Frau

gyven
wohnhaft

bei ihm

zu

Eglienen, im Hause Gf. Frau
tūkstantis devyni šimtai

metais mėnesio

diena

am

1931 des Jahres
tausend neunhundert *und vierzig* *am* *Freitag*

um

zwei *Uhr* *ein*
valandą gim. *Uhr ein*

geboren

ir kad tai kūdikis vard
Vornamen
Johann Walter

gavęs.
erhalten habe.

Paskaityta, patvirtinta ir
Vorgelesen, genehmigt und

instaffelbau

Michel P.

Užrašų valdininkas.
Der Standesbeamte.

Daugelis

Su vyriausiu registru sutinka, kas liuo tvirtinama.
Die Obereinstimmung mit dem Hauptregister beglaubigt.

Pakambrėn 19 *am 24 April* 19 *31*

Užrašų valdininkas.
Der Standesbeamte.

Daugelis

N.R.

Das ist eine Kopie meiner Geburtsurkunde. Das Original von 1931 hat sich aber nicht bei uns in Eglienen erhalten. Die Kopie haben wir 1953 in Berlin beim Standesamt 1 fertigen lassen. Im Zusammenhang mit dem Nachweis unseres Status als Deutsche und der ständigen Erneuerung unserer Aufenthaltsgenehmigungen für Kontrollen war uns das auferlegt worden. Gestaut haben wir damals, dass sie in Berlin offenbar ein Original der Urkunde hatten; denn so waren die Urkunden 1931 tatsächlich, nämlich zweisprachig, erst litauisch und dann deutsch. Denn von 1922 bis 1939 gehörte das Memelland zu Litauen. Erst dann kamen wir wieder zum Deutschen Reich. 1931 bin ich als deutscher Memelländer geboren.

bittere Los treffen sollte. Dann mussten die Bendixens ihre Sachen packen. Die wenige Habe wurde auf zwei Leiterwagen geladen, Frau Bendix musste mit ihren Kindern dazusteigen. Ihr Bruder durfte mit um ihnen zu helfen. Dann ging es fort nach Memel. Dort stand auf einem Abstellgleis der Güterzug nach Sibirien bereit. Es dauerte meistens eine Woche, bis er auf diese Weise gefüllt war.

Die alte Frau, die Frau Bendix mitgebracht hatte, hieß Anna. Sie hatte früher lange bei ihnen gedient und musste nun nicht mit nach Sibirien. Sie blieb bei uns. Wie genau das alles beobachtet und berechnet wurde, merkten wir gleich am nächsten Morgen. Da ließ die dörfliche Behörde die zwei Pferde und die Kuh abholen, die Frau Bendix natürlich nicht hatte mitnehmen können. Die alte Frau bettelte, ihr doch wenigstens die Kuh zu lassen. Sie sei doch alt und müsse von irgendetwas leben. Aber sie waren gnadenlos. Sie ließen ihr nichts. Weil sie Deutsche war, wurde sie enteignet. Da mussten wir uns still verhalten, sonst hätten wir leicht die nächsten sein können.

Das, was ich hier von Bendixens berichte, ist natürlich kein Einzelfall. Eine bekannte Familie im Nachbardorf wurde in ähnlicher Weise nächtens von der Miliz überfallen. Einer aus der Familie hatte sich im Wald aufgehalten und blieb frei. Die anderen wurden alle nach Sibirien verschleppt. Das erschreckte die Zurückgebliebenen so, dass viele nachts ihre Nachtlager im Wald aufschlugen, um so der Deportation zu entgehen. Sie kamen meistens während der Nacht; denn die Milizen wussten wohl um ihr verwerfliches Tun. Sie wollten nicht, dass sie die Nachbarschaft dabei beobachtet.

In Sibirien mussten die Verschleppten hauptsächlich als Waldarbeiter oder auf Kolchosen arbeiten. Um die Versorgung kümmerte sich niemand. Wer das nicht selbst tat, verhungerte oder erfror. Deshalb sind viele gestorben. Weshalb sie dieses Schicksal ereilte, wusste keiner. Nach unseren Informationen wurde niemand vor Gericht gestellt und verurteilt. Wir vermuteten aber, dass es solche traf, die zu deutscher Zeit große Güter besaßen, Ämter wie z.B. Bürgermeister innegehabt hatten oder die einfach von Neidern und Verleumdern angeschwärzt wurden. Frau Döring in Mantwieden, die mich und dann auch einige Zeit Willy auf ihren Hof aufgenommen hatte, wurde ebenfalls nach Sibirien geschafft.

Von Frau Bendix und ihrer Familie bekamen wir nach einiger Zeit Nachricht aus Sibirien. Sie kämpften ums Überleben. Mutter war hilfsbereit. Sie hat unter den Deutschen Geld gesammelt und der Frau Bendix mit den Kindern nach Sibirien geschickt. Sie musste sich ja im Frühjahr Saatkartoffeln kaufen können. Mutter hat auch Pakete an die Bendixens und andere Verschleppte packen und verschicken lassen. Sie erhielt manchen Dankesbrief von solchen, denen sie in ihrer sibirischen Not half.

Diese Zeit der Verschleppungen dauerte ungefähr zwei Jahre, etwa von 1948 bis 1950. Es war deshalb eine angsterfüllte Zeit für uns, weil wir durchaus vermuten konnten, dass sie uns Deutsche alle verschleppen wollten. Damals begann ich in Memel zu arbeiten, auch deshalb, um in Eglienen von der Deportation u.U. nicht betroffen zu werden. Bei der Rückkehr aus Memel zum Wochenende erappte ich mich manchmal bei der Befürchtung, dass meine Mutter und meine Geschwister nicht mehr zuhause seien, weil das Schicksal der Bendixens auch uns ereilt habe. Diese Befürchtung bewahrheitete sich glücklicher Weise nie.

Die Bendixens überstanden zwar Sibirien, kehrten aber nicht zu uns ins

Memelland zurück, sondern gelangten wie ich mit meiner Familie Ende der fünfziger Jahre nach Westdeutschland. Wir waren damals auch gerade in Deutschland angekommen. Irgendwie erfuhr ich davon, dass sie in einem Lager im Ruhrgebiet untergekommen waren. Welches es genau war, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls besuchte ich dort damals Ruth Bendix. Sie war die älteste der Bendixtöchter. An sie und die Zeit auf unserem Hof 1946/47 erinnerte ich mich noch sehr gut. Nicht alle Bendixens hatten Sibirien heil überstanden. Eine von Ruths Schwestern wurde nach einer brutalen Misshandlung nie mehr ganz gesund.

16.0 Die Einrichtung der Kolchosen und die Folgen für unser Leben auf dem Lande

Als die Sowjetarmee im Spätherbst 1944 unser Memelland besetzte, schien für viele Litauer zunächst ein neues Zeitalter anzubrechen. Viele von jenseits der Grenze nahmen sich die schönsten deutschen Höfe, deren Besitzer geflohen oder umgekommen waren. Die wenigen Deutschen, die zurückgeblieben waren, wurden aus ihrem Besitz gedrängt, mussten in Abbruchhäuser ziehen oder wurden einfach nach Sibirien deportiert. Dass uns die Litauer eines dieser Schicksale erspart haben, hat uns nie jemand erklärt. Als wir sie täglich um uns ablaufen sahen, waren wir natürlich oft in Angst, weil wir die nächsten hätten sein können. Wir konnten jedoch bis zu unserer Ausreise 1958-59 immer auf unserem Hof in Eglienen wohnen bleiben, auch als unser Land längst der Kolchose gehörte. Ich erkläre mir das so, dass die Gemeindeoberen wenigstens Respekt vor der Größe unserer Familie hatten und vor der Tatsache, dass dieser sogar der Ernährer fehlte; denn Vater hatten sie ja erschossen. Mutter stand nun dieser Familie vor. Und sie hatte gute Kinder. Vor allem Willy und Edith standen ihr zur Seite und dann kamen Albert und ich. So schafften wir es immer irgendwie.

Real endete die große Zeit für die Litauer in dem Augenblick, als die Sowjetbehörden die noch größere Zukunft verkündeten. Bis etwa 1947 konnte jeder so wirtschaften und anbauen, wie er es für richtig hielt. Dann kam das große Erwachen. Am Lande wurden alle Bauern aufgefordert, ihr Land, ihr Vieh und die Wirtschaftsgebäude in die Gemeinschaft abzugeben. Von den Einschränkungen abgesehen, denen man als Deutscher unterlag, durfte man in den Wohngebäuden bleiben, durfte eine Kuh, ein Schwein, Hühner und ein Stückchen Land behalten und musste dazu noch seine Arbeitskraft in die Kolchose einbringen. Anfangs versuchten die Sowjetbehörden noch den Eindruck zu erwecken, das dies freiwillig sei. Als sie dies propagierten, wussten sie schon über welche Instrumente sie verfügten, um auch die Unwilligen in die Kolchose zu zwingen. Die auf ihrem Eigentum beharrten, mussten so hohe Sollabgaben an den Staat liefern, dass sie diese keinesfalls erfüllen konnten. Nach einem Jahr waren sie „froh“, sich der Kolchose anschließen zu dürfen.

Auch solche Litauer hatten 1945 Höfe übernommen, die keine Landwirte waren und schnell einsahen, dass sie es auch nicht werden wollten. Die hatten gleich aufgegeben, u. U. den leicht übernommenen Besitz verkauft und waren in die Stadt gezogen. Die hatten jetzt von allen den besten Schnitt gemacht. Als die Kolchoskampagne begann, kaufte niemand mehr einen Hof. Viele Neusiedler gaben gleich auf und gingen zurück in ihr ehemaliges Litauen. Es kam in dieser Situation sogar vor, dass

zurückgebliebene Deutsche, denen sie den Hof aber genommen hatten, dorthin zurückkonnten, natürlich nur, um ihn mit in die Kolchose einzubringen.

Was den Feldbau anbelangt, war der Beginn der Kolchoswirtschaft durchaus kurios. Im ersten Jahr, für das der frühere Eigentümer noch die Aussaat ausgebracht hatte, war die Ernte durchaus noch gut. Im folgenden Jahr wurde sie von Kolchosverwalter und Brigadier zentral bestimmt. Ob die Felder dafür geeignet und vorbereitet waren, interessierte kaum oder überhaupt nicht. Vor allem das Soll der Aussaat musste erfüllt werden. Auf diese Weise kam auf unsere Felder in einem Jahr nur Gerste. Im folgenden Jahr wuchsen die Halme so schütter, dass es eigentlich nichts zu ernten gab. Die Kolchosverwaltung ordnete dennoch den Schnitt an. Abgefahren wurde er aber nicht mehr. Wir streuten ihn im Stall den Schweinen unter. Die fraßen noch Teile davon. Wie katastrophal diese Missernte war, erkennt man daran, dass der Boden unseres Hofes unter normalen Bedingungen einen Erntesegen brachte. Die Scheune hatte früher kaum die Ernte gefasst.

Zu einem ähnlichen Misserfolg führte später ein Projekt des Maisanbaus. Er wurde von der Regierung angeordnet und auch organisiert. Sogar Schulkinder mussten bei der Aussaat helfen wie auch Arbeiter aus den Fabriken in Memel. Auf verschiedenen Höfen wurden Silos gebaut. Mit dem Maisanbau wollte man die Viehzucht stärken. Es war aber alles weitgehend vergeblich. Der Mais kam spärlich und gedieh nicht. Wie hätte das auch anders sein sollen. Litauen hat kein Klima für Mais.

Von dem, was auf der Kolchose geerntet wurde, musste ein Soll erst an den Staat abgeführt werden. Außerdem wurde Saatgut übrig behalten. Was dann nicht verfüttert werden musste, wurde an die Kolchosarbeiter verteilt. Das war Teil des Lohns. Manchmal waren es etliche Zentner Korn pro Jahr und Arbeiter, dann gab es manches Jahr wieder nichts. Wir mussten uns aber doch irgendwie ernähren. Der Kolchosverwaltung schien es egal, wovon wir lebten. Jeder Hof hatte ja ein Stückchen Land zugeteilt bekommen. Da hatte man auch aufpassen und sich „kümmern“ müssen. Für eine Flasche Schnaps wurde etwas mehr Ackerland zugeteilt. Sonst wurde der am Haus vorhandene Garten auch zum Zuteilungsland gezählt und es wäre nicht einmal genügend Land zum Kartoffelanbau geblieben. Für die Kuh gab es nur Heu von den Grabenrändern oder von irgendwo im Wald. Das mussten wir uns nach Feierabend zusammenmähen. Während der täglichen Arbeitszeit musste jeder in der Gemeinschaft im Kolchos arbeiten. Deshalb konnten wir am Kartoffelacker in der Regel auch nur früh am Morgen oder abends spät arbeiten. Im Herbst konnte es da schon stockdunkel sein und wir waren immer noch auf dem Feld. Danach musste das Pferd noch ins Dorf in den Kolchosstall gebracht werden.

Wir mussten uns also von dem Stück Land ernähren, das uns zugeteilt worden war. Was wir uns vom Mund absparen konnten – Milch, Eier, Kartoffeln, Fleisch – wurde in die Stadt gebracht und auf dem Markt verkauft. Damit versuchten wir soviel zu erwirtschaften, dass wir Salz, Zucker, Mehl und Kleidung kaufen konnten. Fast alles kauften wir auf dem Schwarzmarkt. Morgens fuhr ein Bus in die Stadt. So manches Mal stand meine Schwester Edith mit der vollen Milchkanne an der Haltestelle und hat auf den Bus gewartet. Seltener gab es ein Pferd von der Kolchose, das vor den Wagen gespannt werden konnte, um in die Stadt auf den Markt zu

fahren. Und wenn es das gab, dann natürlich nur, wenn sich etliche Familien zusammentaten.

Es war schon ein schweres Leben auf dem Lande nach dem Kriege und dazu eines ohne Zukunftsperspektive für uns. Wir älteren Geschwister haben nur ein-zwei Jahre in der Kolchose gearbeitet. Als wir merkten, dass für die Arbeit da nichts gezahlt wird, gingen die meisten von uns in die Stadt, um Arbeit in einer Fabrik oder einem Betrieb zu finden. Ruth besuchte dort die höhere Schule und studierte später sogar in Kaunas. Die jüngsten Geschwister mussten noch die litauische Volksschule besuchen. Das war eine Grundschule mit vier Klassen. Wenn man gut lernte, konnte man wie Ruth die höhere Schule in Memel besuchen. Für uns alle war es schwer, die litauische Sprache zu erlernen und das Lesen und Schreiben. Einige meiner Geschwister hatten ja noch die deutsche Grundschule besucht.

17.0 Die Freiheitskämpfer

Nach dem Krieg gab es viele Litauer, die für ein freies Litauen waren. Einige von ihnen waren so sehr dafür, dass sie in die Wälder gingen, um sich so dem Zugriff der Behörden zu entziehen. Unter ihnen waren auch frühere Großgrundbesitzer und solche Litauer, die während des Krieges mit den Deutschen zusammengearbeitet hatten. Das waren nicht wenige; denn viele Litauer hatten die Deutschen 1941 als Befreier begrüßt. In den zwei Jahren zuvor hatten die Sowjets Litauen hart behandelt, dem Land die Selbständigkeit genommen und viele nach Sibirien geschafft. Es ist also ganz natürlich, dass sie dann die Deutschen als Befreier sahen. 1945 waren diese Litauer wie die Deutschen die Gejagten. Zehntausende Litauer flohen deshalb nach Schweden, in andere europäische Länder oder nach Übersee. Diejenigen, die die Sowjets fassten, kamen nach Sibirien. Einige, die wohl glaubten, das litauische Schicksal sei noch offen, entschieden sich nicht für die Flucht, sondern tauchten in die Wälder Litauens ab. Sie hofften noch, dass sich die USA und England zumindest für ein unabhängiges Litauen einsetzen würden. Dass diese das Land Stalin genau so überlassen würden wie das 1939 Hitler schon im Hitler-Stalin-Pakt getan hatte, konnten sie nicht glauben. Für die meisten ein tödlicher Irrtum, wie sich nach ca. 5 Jahren spätestens herausstellte.

Es muss durchaus ein buntes Völkchen gewesen sein, das sich damals in den Wäldern nach Litauen hin zusammenfand. Von meinem Bruder Willy weiß ich, dass auch einer seiner Freunde, ein junger Memelländer, dabei war. Der war demnach nur durch unglückliche Verkettung der Umstände dorthingeraten. In einer ganz anderen Sache, um ihn nämlich zur Hilfsmiliz oder in den Militärdienst zu zwingen, hatte ihn die Miliz selbst mitgenommen. Mit alledem wollte dieser Freund Willys offenbar nichts zu tun haben. Jedenfalls war er geflohen, hatte aber seinen Ausweis zurückgelassen. Das war für ihn verhängnisvoll. Um einen neuen zu erlangen, hätte er Gründe angeben müssen und wäre dann sogar bestraft worden, weil er ja geflohen war. Wollte er sich dem nicht aussetzen, blieb nur, sich dauernd versteckt zu halten. Auf diese Weise geriet er zu den Freiheitskämpfern.

Sie kamen bis zu uns ins Memelgebiet, weil sie unter den Neusiedlern auch Bekannte und Freunde hatten, von denen sie Hilfe erwarteten. Bei manchen fanden sie für kurze Zeit Unterschlupf. Das war stets gefährlich sowohl für Gast wie für Gastgeber; denn unter den Siedlern oder anderen

gab es auch solche, die Spitzeldienste für die Miliz leisteten. Bei der großen Vorsicht der Freiheitskämpfer kam es zwar selten zu einer Festnahme, aber der Gastgeber kam in Schwierigkeiten und verriet u.U. seinen Kumpan. Mancher „Verräter und Spitzel“ fiel dann einem Hinrichtungskommando der Freiheitskämpfer zum Opfer. Die wurden genau so gnadenlos von der Miliz und deren Zivilhelfern gejagt, die auch Schusswaffen hatten. Sogar sowjetisches Militär wurde zur Bekämpfung und Festnahme eingesetzt.

Die Freiheitskämpfer waren ebenfalls wehrhaft. Weil sie oft ganz gut informiert waren, gelang es ihnen manchmal sogar, sowjetische Militärfahrzeuge in einen Hinterhalt zu locken und sie unter Feuer zu nehmen. Dabei sind alle Soldaten getötet worden. Die Miliz verfügte bei uns in der Regel über keine Militärfahrzeuge und führte Ihre „Operationen“ zu Fuß oder per Pferdefuhrwerk durch. Letztere konnte sie einfach von den Bauern auf den Höfen requirieren. In so eine Sache geriet auch einmal Willy bei uns in Eglienen. Es muss etwa im Frühjahr 1947 gewesen sein. Er hatte den ganzen Tag mit dem Pferd auf dem Feld geackert. Beide waren abgespannt und rechtschaffen müde. Es dunkelte schon und er wollte zu Bett gehen. Da klopfte es an der Tür. Draußen standen zwei Zivilhelfer und ein Milizionär. Der befahl ihm, das Pferd vor den Leiterwagen zu spannen und das Fuhrwerk auf einer Fahrt zu kutschieren – Ziel unbekannt. Natürlich versuchte er den Milizionär zu überzeugen, wie wenig sinnvoll das Vorhaben mit dem übermüdeten Pferd sei. Das half alles nichts. Willy musste das müde Tier noch einmal anspannen und fuhr mit den Dreien in die Dunkelheit. Solche Fahrten dienten meistens der Verfolgung und Festnahme von Freiheitskämpfern. Die konnten auch unterwegs angreifen. Die drei Männer hatten die Waffen schussbereit liegen und hatten Handgranaten bei sich. Willy bekam ein beklommenes Gefühl. Er musste durchaus fürchten ins Schussfeld zu geraten. Deshalb fuhr er so langsam wie möglich. Sie trieben ihn an, schneller zu fahren. Er wies sie daraufhin, dass das Tier natürlich schon ein langes Tagwerk hinter sich hatte und deshalb natürlich nicht traben könne. Sie waren etwa zwei Stunden unterwegs. Dann kamen sie über die litauische Grenze hinter dem Dorf Schmilgienen. Dort stiegen die drei aus und Willy durfte wieder zurückfahren. Er war sehr erleichtert, dass er so aus der Sache herausgekommen war.

Das Pferd muss diese Erleichterung auch gespürt haben; denn es lief trotz der Müdigkeit viel munterer. Als er am Morgen berichtete meinte Willy, dass meist wir Deutschen zu solchen Fahrten gezwungen wurden, die litauischen Siedler schone man.

Nach mehreren Jahren, etwa 1949, wurden sämtliche Wälder und mögliche Unterschlupfe durch sowjetisches Militär und litauische Miliz durchsucht. Auch Hunde wurden dabei eingesetzt. Viele wurden aufgespürt und erschossen. Die Festgenommenen wurden sofort abgeurteilt und in der Regel mit ihren Angehörigen nach Sibirien verschleppt. Das Eigentum wurde enteignet, das Vieh an die Siedler verteilt, welche die Miliz bei der Jagd nach den Freiheitskämpfern unterstützt hatten. Unter denen, die auf diese Weise umkamen, war auch der Freund Willys. Der Vater, die Mutter und seine Geschwister wohnten in der Nachbarschaft. Die Mutter starb bald, wohl aus Gram. Auch eine Tragödie, die sich da in unserer Nachbarschaft vollzog.



Mein Bruder Willy P. [redacted] als Rekrut beim sowjetischen Militär. Er ist links im Bild. Die zwei Kameraden sind unbekannt. Vom Mai 1950 bis Dezember 1953 war er zum Wehrdienst eingezogen. Mehr als dreieinhalb Jahre hatten wir also lediglich Briefkontakt mit ihm. Wenn er auch nur Andeutungen machen konnte, so wussten wir doch in etwa, wie es ihm ging. Am Anfang, im Sommer und Winter 50-51, wäre er der Schinderei beim Eisenbahnbau in der **Ukraine** fast erlegen, so wurde er gequält. Er erkrankte, erhielt aber keine gesundheitliche Fürsorge und konnte die Krankheit nicht ausheilen. Die Folgen ließen ihn sein ganzes Leben nicht mehr los und zwangen ihn in den späteren Jahren in den Rollstuhl. In der Ukraine erholte er sich 1952 zunächst. Am **Polarkreis** 1953 ging es ihm als Werkzeugmeister etwas besser. Aus dieser Zeit muss dieses Foto stammen.

18.0 Mein Bruder Willy in Südrussland und am Polarkreis beim Militärdienst in der Sowjetarmee

18.1 Dem Wehrdienst entgehen

Das Schicksal seines Freundes, der zu den Freiheitskämpfern gegangen war, war Willy eine Lehre. Es zeigte ihm, wie gefährlich es war, sich dauernd versteckt zu halten, aber auch sich dauernd den Aufforderungen zum Militärdienst zu entziehen. Ihnen einfach folgen wollte er aber auch nicht. Deshalb ging er zunächst in die Stadt und suchte sich dort eine einfache Arbeit und einen Unterschlupf, wo er wohnen konnte. So meinte er untertauchen zu können und den Nachforschungen der Miliz – zumindest für gewisse Zeit - zu entgehen. Anfangs gelang das auch. Sie fragte noch verschiedentlich bei uns in Eglienen nach ihm und wir verwiesen darauf, dass er inzwischen in der Stadt gemeldet sei, dort arbeite und wohne. Alles stimmte, auch das Wohnen. Das war allerdings kümmerlich; denn Wohnraum, in dem man einigermaßen unterkommen konnte, gab es 1948 in Memel kaum noch. Für Willy hieß es damals: eine Liege im Wohnzimmer bei jemand in Untermiete. Nach und nach kamen sie Willy auch dort auf die Spur, weil er sich als Deutscher alle sechs bis acht Wochen zur Erneuerung seines Ausweises melden musste. Anfang 1950 haben sie ihn dann von der Meldebehörde sofort zum Wehramt beordert. Dort wurden ihm alle persönlichen Papiere und der Ausweis abgenommen.

18.2 Willys Abschied in Eglienen

Zehn Tage später, am 18.4.50, musste er sich wieder einfinden. Weglaufen war für ihn nicht mehr möglich. Es hätte nur die Gefahr, nach Sibirien zu kommen, noch vergrößert. In den letzten Tagen hielt er sich in Eglienen auf. Er hatte zu nichts mehr Lust; denn er sah einer ungewissen vor allem aber gefährlichen Zeit entgegen, der er schwer ausweichen konnte. Am letzten Abend saß die ganze Familie zum Abschied beisammen. Mutter hatte Flinsen gemacht, d.h. Pfannekuchen aus Mehl. Sie behauptete, wenn man Flinsen esse, komme man bald wieder heim. Das sei bei Papa 1942 so gewesen. Zum Abschied habe er die damals auch gegessen und sei vier Wochen später nachhause gekommen. Dann hat sie Willy noch das Gebetbüchlein mitgegeben, das Papa immer bei sich hatte, wenn er fortmusste. Das mag mit den Gebeten, die er darüber zubrachte, bewirkt haben, dass er lebend vom Wehrdienst zurückkehrte, aber die Flinsen müssen diesmal genau das Gegenteil bewirkt haben; denn er kehrte erst nach 45 Monaten zurück, in denen er zeitweise die Hölle durchlebte.

18.3 Vom Zivilisten zum Rekruten

Glücklicherweise ahnte das damals noch keiner von uns. Schon am Morgen musste er in Memel im Wehramt erscheinen. Die meisten seiner Schicksalsgefährten waren Litauer, Deutsche waren fast keine dabei. Dass sie alle kahl geschoren wurden, war das erste, was ihn erschreckte. Nachmittags wurden sie einer Kommission vorgestellt. Abends mussten sie zu einer Kolonne antraten und zum Bahnhof marschieren. Auf dem kurzen Marsch dorthin stand Ruth am Straßenrand und konnte ihn noch einmal sehen. Sie ging damals in Memel zur Oberschule und wohnte auch dort. Im Zug nach Wilna war ein Abteil für Willys Truppe reserviert. Da durfte kein Zivilist rein. Es wurde aber vor allem deshalb bewacht, dass sich keiner der Rekruten vor der Abfahrt noch entfernte. In Wilna wurden sie in einer streng gesicherten Kaserne untergebracht, in der er sich wie in einem Gefängnis vorkam: Jeglicher Kontakt mit der Außenwelt war unterbunden, alles mit Stacheldraht gesichert, elende Massenquartiere in den Schlafsälen der Kaserne mit Vierstockbetten übereinander. Wir lagen auf blankem Bretterboden. Nach zehn Tagen bestieg er einen Güterzug, der zum massenhaften Bahntransport einfacher sowjetischer Soldaten hergerichtet war. Die Liegen waren dreistöckig übereinander, genauso spartanisch und so eng, dass man darin nur gebeugt sitzen konnte. Tagelang mussten sie darin verbringen, jedenfalls länger als nötig gewesen wäre trotz der langen Wegstrecke, die durch Russland zurückzulegen war. Der Zug stand oft ohne Lokomotive auf irgendeinem Bahnhof.

18.4 Hungersnot fünf Jahre nach dem Krieg

Willy hat später manches erzählt von seiner Rekrutenzeit. Nur einige seiner Erlebnisse führe ich hier aus. Unter denen war das folgende eines der erstaunlichsten, besonders deshalb, weil wir damals in Eglienen durchaus auch mit Recht meinten, dass es uns nicht besonders gut ging. Nach etwa zwei Tagen Fahrt – sie waren schon weit im Gebiet der Ukraine – hielten sie wie in den vergangenen Stunden schon öfter auf einem Güterbahnhof. Bis dahin hatten sie von der Brotration, die sie zu Beginn der Bahnfahrt in Wilna ausgeteilt bekommen hatten und die sie noch von zu Hause mithatten, sparsam gegessen; denn niemand hatte ihnen gesagt, wie lange die Fahrt dauern würde. Zu trinken bekamen sie zumeist Wasser aus Kübeln auf den Bahnhöfen. Dazu wurden die Waggons geöffnet. Dann konnten sie auch ihre Notdurft verrichten. Auf diesem - 37 -

blieben sie nun verschlossen. Draußen hörten sie Geschrei aus vielen Frauenkehlen. „Chleb, chlep!“ riefen sie. Willy drängte sich wie die anderen Rekruten an die Luken, um nachzusehen. Frauen vor allem drängten sich dort, einige mit Kindern auf dem Arm. Sie waren hungrig und wollten Brot von ihnen. Auch Willy warf ihnen etwas zu. Die Frauen griffen gierig danach. Dann hatten sie im Waggon noch ein großes Stück Butterbrotpapier, an dem nur noch Reste der Butter klebten und das sie sonst weggeworfen hätten. Das teilten sie und schoben es durch die Luken. Es fiel den Frauen auf den Kopf und sie rissen sich darum. Die Frauen konnten nicht wissen, wer in den Waggon war, gewiss nicht, dass die schon zu den Ärmsten im Lande gehörten. Aber sie waren sicher in noch größerer Not. Dieser Hunger der Frauen in der Ukraine machte viele Rekruten nachdenklich.

18.5 Beim Gleisbau am Wolga-Don-Kanal

Nach ungefähr fünf Tagen wurden drei Waggon des Zuges in einer gottverlassenen Gegend auf einem Nebengeleis abgestellt. Später fand er heraus, dass das in der Nähe der Stadt Morosowsk im Bezirk Rostow nahe dem Wolga-Don-Kanal war. In der Gegend arbeiteten auch viele Deportierte, mit denen sie allerdings nichts zu tun hatten. Die Neuankömmlinge wurden nun militärisch eingekleidet, mussten ihr Lager einrichten und erhielten etwa zwei Monate eine militärische Ausbildung.

Dann ging es an den Eisenbahnbau. Das war Schwerstarbeit mit einfachsten Geräten. Strecken wurden sowohl ausgebessert wie auch ~~neu verlegt~~ neu verlegt. Nach einigen Monaten erkrankte Willy schwer. Die Fuß- und Handgelenke begannen wehzutun. Es wurde täglich schlimmer, sodass er kaum mehr gehen und die Hände bewegen konnte. Dann bekam er Durchfall, dass er es kaum zur Toilette schaffen konnte. Die bestand aus einer Grube im Freien. Schließlich wurde er krank geschrieben. Er konnte liegen bleiben. Manchmal kam ein Sanitäter vorbei und verabreichte ihm ein bitteres Medikament, auf das er wiederholt brechen musste. Er konnte nichts mehr essen. Etliche Tage lag er so im Wohnbunker. Nach einigen Tagen hieß es plötzlich, er müsse aufstehen und arbeiten. Sie zwangen ihn an den Arbeitsplatz, obwohl er kaum stehen geschweige denn mitgehen konnte. Das war Willys schwerste Zeit. Seine Arbeitskollegen haben ihn auf eine Schieblöre gesetzt und ihn zur Arbeitsstelle geschoben. Der Stellenleiter war kein Unmensch und ließ ihn sich die leichteste Tätigkeit aussuchen. Nach gut einer Woche ging es besser. Nach einigen Wochen war er so wiederhergestellt, dass er seine alte Tätigkeit wiederaufnehmen konnte. Er war scheinbar wieder gesund, hatte aber Schäden davongetragen, die später die Krankheit wiederaufleben ließen und ihn in der letzten Phase seines Lebens in den Rollstuhl zwangen.

18.6 Jenseits des Polarkreises

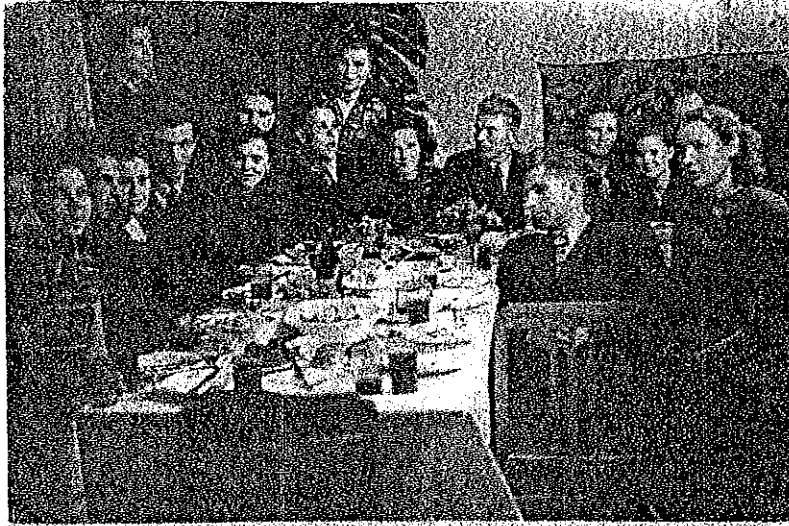
Willys großes Glück war sicherlich, dass seinem Vorgesetzten schon 1951 auffiel, wie geschickt er war. Er konnte sehr gut mit Holz umgehen. Sie machten ihn Ende des Jahres zum Verwalter der Arbeitsgerätekwerkstatt. Die Werkzeuge für 120 Arbeiter musste er sorgfältig verwalten und möglichst richten, aber er brauchte nicht mehr zur Arbeit an die Strecke. Die meiste Arbeit gab es jetzt für ihn, wenn es zur Verlegung des Streckenbataillons kam. Dann gab es viel zu tun beim Abbrechen und Wiederaufbauen.

Im Februar 1953 führte Willys Bataillon ein solcher Umzug bis jenseits des Polarkreises in die Nähe von Murmansk an der Grenze Finnlands. Er selbst war davon damals sicher nicht begeistert, vor allem auch, weil er um

das Wohlergehen seiner Tauben fürchten musste. Bald nachdem er im Herbst 1951 Werkstattmeister geworden war, hatte er nämlich in einem Waggon einen provisorischen Taubenschlag nebst Inhalt herrenlos gefunden und diesen Fund in seine Obhut genommen. Sicher hat er jenseits des Polarkreises viel Berichtenswertes erlebt. Das mit den Tauben habe ich mir aber am besten gemerkt; denn Vögel leben soweit im hohen Norden überhaupt nicht. Wahrscheinlich nicht nur der Kälte wegen, sondern weil die Sonne auch mehrere Monate nicht untergeht. Dann haben Tiere unserer Breiten nämlich kein Maß für Tag und Nacht, für Arbeit und Ruhe. Er hat sie aber in den Taubenkasten eingesperrt, bei der Ankunft im Norden in der Werkstatt warm gehalten und sie im späten Frühling rausgelassen. Die Fahrt in die Kälte haben die 11 Tiere alle überstanden. Bei der Ankunft Ende Februar hatten sie noch bis Minus 45 Grad. Ende März begannen sie wie üblich zu brüten. Die Brut schlüpfte auch, erfror aber sofort. Die Tauben waren nicht gewöhnt, sie über das Brüten hinaus zu wärmen. Die zweite Brut zogen sie jedoch groß. Im Sommer verloren sie aber jedes Maß. Sie saßen auch nachts draußen. Mitternachts war es noch taghell. Die Sonne ging im Juni nicht unter. Von Seiten des Bataillons wurde nie in Frage gestellt, dass Willy Tauben hielt. Einer der russischen Offiziere ging ebenfalls diesem Hobby nach. Der war froh, mit Willy seine Erfahrungen auszutauschen. Außerdem kauften einige Rekruten gern die Tauben ab und besserten so den meist äußerst spärlichen Speiseplan mit einer Delikatesse auf.

Tauben mit über den Polarkreis zu nehmen, war nicht die verrückteste Idee. Ein Offizier brachte ein Bienenvolk in einem Bienenkorb mit. Das erste was einige seiner Rekruten nach der Ankunft tun mussten, war ein tiefes Loch durch den Frostboden zu graben. Das dauerte Anfang März mehrere Tage. Die Kiste mit dem Bienenkorb wurde in den Boden gelegt, mit aufgetautem Erdreich und Brettern und dann wieder Frostboden zugedeckt und zwei Monate unberührt gelassen. Willy half ihm dabei. Ende Mai wurde der „Bienenschatz“ gehoben. Sie fanden ihn unversehrt. Der Bienenkorb wurde an der Sonnenseite von Willys Werkzeughütte aufgestellt. Die Blütenpracht des Polarsommers ermöglichte eine reichliche Ernte. Die Bienen flogen Tag und Nacht. Als der erste Honig geschleudert war, brachte ihm der Offizier ein Glas Honig. Ob Willy bei seiner Rückkehr vom Militärdienst etwas davon berichtet hat, wie sich der Stress des ununterbrochenen Polarsommers auf die Tauben und Bienen schließlich ausgewirkt hat, weiß ich nicht mehr.

Ich erinnere mich allerdings, dass er davon erzählte wie menschenleer das spärliche Waldland war. An Laubbäumen gab es nur noch krüppelige Birken und einige Nadelbäume. Das erwähnte er nämlich, weil er einige Male gezwungen war, auf die Suche nach geeigneten Stämmchen für Werkzeugstiele zu gehen. Diese führte ihn einmal stundenlang durch die Einöde in Richtung finnische Grenze. In dem unwegsamen Gelände entdeckte er schließlich einen Gefechtsstand aus dem Zweiten Weltkrieg. Es lag alles so da, als ob gestern noch gekämpft worden wäre. Die Fuhrwerke standen da, aber das Holz war morsch und spröde nach gut zehn finnischen Sommern und Wintern. Deshalb waren auch die Bunker teilweise eingestürzt. Verrottete Kleider lagen umher und dabei auch Knochen. Wahrscheinlich waren hier Tote nie begraben worden. Er entdeckte sogar verrostete Gewehre und Munition. Selbst das hatten die sowjetischen Grenzer nicht mitgenommen. Oder es war bis dahin überhaupt



Die deutsche Jugend in Memel (Klaipeda), die sich Mitte der fünfziger Jahre manchmal in der Wohnung der Berteits auch zu übermütiger Geselligkeit zusammenfand. Das gehörte zu den schönen Stunden, die wir damals in der sonst doch oft recht düsteren und gefährlichen Zeit hatten.

Ich, Walter P. [redacted], bin auf diesem Bild mit Waltraud B. [redacted] im Vordergrund rechts. Wir heirateten später und reisten 1958 nach Deutschland aus. Einige der auf dem Bild versammelten gingen vor uns, die meisten folgten uns später. Wir waren alle in den späten zwanziger oder beginnenden dreißiger Jahren zwar in Litauen geboren worden, aber unser Memelland war eine deutsche Welt, in der wir als Deutsche aufwuchsen. Wir fühlten uns damals deshalb als Deutsche und kämpften in den Fünfzigern um unsere deutsche Identität. Deshalb gelang uns auch nach der Lockerung durch den Adenauerbesuch 1955 in Moskau die Ausreise. Viele unserer jüngeren Geschwister, die ab 1945 in litauische Schulen gehen mussten, reisten zwar auch aus, aber ihr Bekenntnis zum Deutschtum fällt längst nicht immer so eindeutig aus.

niemand mehr an diese Stelle gelangt. Als sich Willy weiter umsah, fand er deutsche Zeitungen von 1942. In diesem Jahr musste es die deutsche Truppe als dort ereilt haben. Im Lager erzählte er außer seinen beiden Freunden, Peter und Robert, die er schon lange kannte und denen er meinte vertrauen zu können, nichts davon.

18.7 Rückkehr nach Eglienen

In Eglienen glaubten wir schon fast nicht mehr, dass Willy wirklich zurückkommt, so lange war er fort. Glücklicherweise hatte er immer den brieflichen Kontakt zu Mutter halten können. Es war ihm auch gelungen, uns mitzuteilen, wie es ihm wirklich ging. Immer wenn ihm eine öffentliche Post erreichbar war, hatte er von dort Briefe abgeschickt. Bei der Militärpost konnte er fast sicher sein, dass seine Briefe gelesen wurden. Er war sich deshalb in dieser Sache ganz sicher, weil er in Gesprächen mit Politoffizieren während seiner Militärzeit feststellte, dass sie Dinge über ihn wussten, die sie nur seinen Briefen entnommen haben konnten. Mutter hatte ihm sogar Päckchen schicken können, über die er sich natürlich stets sehr freute. Aber über seine Rückkehr hatte er immer nur schreiben können, dass der Termin ungewiss sei. Als er dann 1953 mitteilte, es könne noch vor Weihnachten werden, freuten wir uns zwar, aber so ganz sicher waren wir uns nicht. Doch er kam tatsächlich und zwar aus der Finsternis von jenseits des Polarkreises, die dort um diese Zeit fast total ist. Aber schon in Leningrad wurde es heller. Bis dorthin war er mit seinen

Kumpels im Militärgüterzug drei Tage unterwegs, über Riga und Schaulen nach Memel brauchte er noch zwei. Am Bahnhof holte ihn keiner ab. Seine Ankunft war zu ungewiss. Glücklicherweise fand er den Weg vom Bahnhof über den Lindenplatz in die Wohnung von den Berteits, wo ich schon seit Jahren zur Untermiete wohnte. Als Willy an diesem 23. Dezember ankam, wollte es der schicksalhafte Zufall, dass Mutter gerade zu dieser Zeit auch in die Berteitwohnung eingezogen war. Sie war krank und brauchte täglich ärztliche Behandlung und klinische ambulante Betreuung. Das wäre ihr in Eglienen nicht möglich gewesen. So konnte Mutter Willy, ihren Ältesten, gleich an der Tür empfangen und nach fast vier Jahren wieder in die Arme schließen. Das war ein Weihnachten wie lange nicht, erst eine Vorfeier bei Frau Berteit in der Stadt, am nächsten Tag bei uns in Eglienen, wo Edith alles vorbereitet hatte.

Die folgenden Wochen und Monate waren für Willy nicht leicht. Er musste auf Dauer einen Arbeitsplatz und eine Unterkunft finden. Beides war rar in Memel. Aber er schaffte es.

19.0 Meine Lehre, das Leben

Als die Schule im Frühsommer 1944 geschlossen wurde, hatte ich das siebte Schuljahr noch nicht beendet. Als sie 1945 auf Litauisch für mich hätte wieder losgehen können, war es zu spät für mich. Außerdem hätte ich mich schulisch in einer hoffnungslosen Situation befunden. Ich hatte zwar in den ersten beiden Schuljahren Litauisch gelernt, inzwischen aber nicht geübt und wäre schulisch den Anforderungen einer litauischen Abschlussklasse nicht gewachsen gewesen. Mit dem Abbruch des 7. Schuljahres in unserer einklassigen Volksschule in Groß-Jagschen war meine Schulzeit unwiederbringlich beendet. Was ich fürs Leben beruflich gelernt habe, habe ich mir durch Abschauen und Versuchen selbst beigebracht und erst später in Abendkursen eine Autoschlosserausbildung nachgeholt. Und das ging so.

Natürlich musste ich in Eglienen auf dem Feld mitarbeiten. Ich spezialisierte mich dabei mehr und mehr auf die Schmiedearbeiten, die dabei anfielen. 1947 besorgte ich mir einen Amboss und eine Art Blasebalg. In unserem Kohlenschuppen, in dem wir zu unserer deutschen Zeit die Steinkohle gelagert hatten, fand ich noch eine dicke Schicht Kohlenstaub. Mit dem konnte ich Eisen in der Esse tatsächlich zum Glühen bringen und schmieden. So richtete ich mir nach und nach eine Schmiede ein. Bei uns auf dem Hof gab es vorher so etwas nicht. Ich beschlug schon bald Pferde und machte sogar selbst die Nägel für die Hufeisen. Sozusagen aus nichts machte ich etwas. Bald kamen auch Litauer aus der Umgebung zu mir und fragten, ob ich ihnen helfen könne, wenn sie nicht weiterkamen.

Wichtig für die Bauern waren die Dreschkasten, die von außen über Riemen durch einen Motor angetrieben wurden. Das war anfällig. Da gab es häufig Reparaturen. Außerdem ging ich Maurern beim Speismachen zur Hand. Da hatte ich mir vielleicht schon bei Vater vor Jahren etwas abgeschaut. In der Schmiede arbeitete ich auch weiter, als 1948 die Zwangskollektivierung durchgeführt wurde. Bis Herbst 1950 arbeitete ich hauptsächlich als Schmied.

20.0 Zum Gelderwerb nach Memel

Noch während ich in meiner Schmiede auf unserem Anwesen in Eglienen arbeitete, hatte ich versucht, in Memel eine Arbeit zu finden. Ich wollte

Копия:

Трудовая книжка
Фамилия - Теркание, имя Шинас
отчество - Николае. Год рождения 1932 г.
Образование: начальное, среднее, высшее.

[подчеркнуто] Профессия -

Подпись владельца трудовой книжки

[Теркание]

Дата заполнения трудовой книжки
"15" февраля 1951 г.

Сведения о работе.

1. 1950. № 30. Клешигедская Торговая База ОПС

Принят на работу, в должности грузчика
Приказ № 267 § 1 от 30/II-50 г.

Директор [Подпись]

2. 1951. № 15. Клешигедская Торговая База ОПС

Уволен по собственному желанию,
Приказ № 13 § 1 от 12/II-51 г.

М.П. Директор [Подпись]

3. 1951. № 1.

Принят в качестве грузчика в
артель "1-е мая" Клешигедского Много
промышлен. Распоряжение № 12 от 27/II-51 г.

4. 1951. № 1.

Уволен с артели "1-е мая" по собствен.
желанию.

М.П.

Председатель правления

артели "1-е мая" [Подпись] Башсан

5. 1951. XII-01. СМУ „Литовэнерго“ Клайпедский
енный участок.

Принят работником по III разряду временно
пр. 449 I. XII-51г.

1952. III-08. Уволен по собственному желанию.
М. П.

Негальник Клайпедского
енного участка (Кутлов)

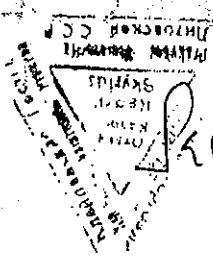
Клайпедский Госторг

6. 1952. V-10. Принят на должность шурера в Транс-
портный отдел. Пр. 664 - от 23. V - 52г.

7. 1954. III-30. Назначен на должность шурера-экспеди-
тора по перевозке хлеба. Пр. 145 - от III - 54г.

8. 1958. XI-5. Уволен из сметы Госторга в связи
с выездом из гор. Клайпеды. Пр. 145
от 3/ XI - 58г.

М. П. Негальник Отрядов Госторга
Госторга (Зарембен.)
Кюшя Ворна: Ош
И. К. Карри



Mein Arbeitsbuch aus meiner Zeit in Memel. Jeder, der legal Arbeit haben wollte, musste es führen. Für mich war es 1950 nicht leicht, eines zu bekommen. Ein Russe verhalf mir dazu. Es wurde in der Regel auf Russisch geführt. Als ich nach Deutschland kam, musste ich es übersetzen lassen. Ich war damals ganz froh, dass ich es hatte; denn ich konnte damit auch einen Arbeitsnachweis führen. Die Übersetzung gebe ich auf der folgenden Seite wieder, damit jeder verstehen kann, was vorstehend auf Russisch steht.

Interessant ist, wie sie im russischen Original offenbar unsere Namen litauisiert haben. Ich heiße Jonas, mein Vater Mikolas.

KOPIE

A R B E I T S B U C H

Familiennamen - P [REDACTED], Name Ionas *Waller*

Vatersname - Mikolas, Geburtsjahr (1932) *1. 4. 31*

Schulbildung : elementare, mittlere, obere

(unterstreichen) Beruf -

Unterschrift des Inhabers des Arbeitsbuches
(Perkams)

Datum der Ausfüllung des Arbeitsbuches

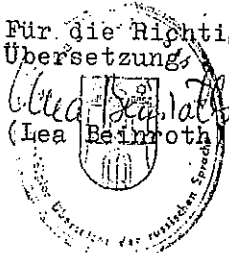
"15" Februar 1951.

Angaben über die Arbeit.

1. 1950.XII.30 Klaipedaer Handelszentralstelle OPS
Eingestellt als Schauermann.
Order Nr. 267 §1 vom 30/XII-50.
Direktor : (Unterschrift)
2. 1951.V.15 Klaipedaer Handelszentralstelle OPS
Entlassen auf eigenen Wunsch.
Order Nr. 13 §1 vom 12/V.1951.
Siegel Direktor : (Unterschrift)
3. 1951.III.1 Eingestellt als Schauermann bei der Ge-
nossenschaft "1.Mai" der Klaipedaer -
Industrieunion. Verfügung Nr.12 vom 27.III.51.
4. 1951.X.1 Entlassen von der Genossenschaft "1.Mai" auf
eigenen Wunsch.
Siegel Vorsitzende der Verwaltung der Genossenschaft
"1.Mai" (Unterschrift)
5. 1951.XII.01 SMU "LITOWENERGO" Klaipedaer Baustelle
Vorübergehend als Arbeiter der III.Kategorie
eingestellt. Ord. 449 1.XII.51.
1952.III.08 Entlassen auf eigenen Wunsch.
Siegel Leiter der Klaipedaer Baustelle (Unterschrift)
Klaipedaer Staatshandel.
6. 1952.V.10 Eingestellt als Kraftfahrer in der Transport =
abteilung. Ord. 664 vom 23.VI.52.
7. 1954.III.30 Eingesetzt als Kraftfahrer-Spediteur bei der
Brotbelieferung. Ord. 145 - 30.III.54.
8. 1958.XI.5 Entlassen aus dem Verband des Staatshandels im
Zusammenhang mit der Ausreise aus der Stadt Klaipeda.
Order Nr. vom 3/XI.58.
Siegel Leiter der O/Kader (Unterschrift Sarebene)
des Staatshandels
Siegel Die Kopie ist richtig : (Unterschrift uhleserlich)
Ins. der O/Kader

Für die Richtigkeit der
Übersetzung

(Lea Beinroth)



etwas Geld verdienen. In meiner Schmiede hatte ich zu viele Kunden, die selbst nicht viel hatten. Da waren keine großen Reichtümer zu gewinnen. Die lagen zwar in Klaipeda, wie Memel seit der Vertreibung der Deutschen hieß, auch nicht auf der Straße. Ich dachte mir aber, es könnte dort etwas mehr für mich abfallen als in Eglienen.

Memel war zwar von Eglienen aus gesehen nicht Ausland, es war sogar nach wie vor die Kreisstadt. In der staatlichen Zwangswirtschaft, wie wir sie im sowjetischen Litauen damals hatten, kann aber nicht jeder arbeiten, wo es ihm beliebt. Er muss vielmehr dort arbeiten, wo ihm Wohnung und Arbeit zugewiesen sind. Ich hatte zunächst weder Arbeit noch Wohnung. Ich hätte ein sogenanntes „Arbeitsbuch“ benötigt, um beides eintragen zu lassen. Das hatte ich natürlich nicht. So war meine Arbeitsaufnahme in Klaipeda 1948 zunächst eine illegale Sache. Sie ermöglichte mir aber, mich mit dem örtlichen Arbeitsmarkt vertraut zu machen und nach und nach in der Stadt Fuß zu fassen. So gelang es mir dann auch, an ein Arbeitsbuch heranzukommen.

21.0 Die Gründung der Familie

Erleichtert wurde mir mein Vorhaben durch meine Tante Grete Pipers. Die wohnte in Klaipeda/Memel im Stadtteil Schmelz. Dort konnte ich zunächst unterkommen. Bei ihr wohnte ich nicht ganz ein Jahr. Dann lernte ich 1949 Waltraud B. kennen. Die wohnte mit ihren Eltern in der Lindenstraße. Das ist in der Innenstadt von Memel. Bei ihr zog ich dann ein. Dort fand ich meine Bleibe. Sieben Jahre später, am 24. August 1956, heirateten wir. Im Mai 1957 wurde dort unser erstes Kind geboren, unsere Tochter Loretta. Bis zur Ausreise nach Deutschland im November 1958 lebten wir dort.

22.0 Arbeiten und Lernen in Memel

Zuerst arbeitete ich 1948 für die russische Firma SMU. Am Bahnhof von Memel lud ich Seifenkisten von Lastwagen auf Güterwagen. Durch diese Firma erhielt ich auch ein Arbeitsbuch, das für mich so wichtig war. Es legalisierte mich als Arbeiter in der Stadt.

Mit dem Arbeitsbuch erhielt ich im November 1950 eine Stelle als Schlosser bei der staatlichen Firma „1. Mai“. Hauptsächlich stellte ich Hacken aus einem bleischweren Metall her, die auf den Kolchosen verwendet werden mussten. Nach meiner Ansicht waren sie viel zu schwer und gingen bald kaputt. Trotzdem produzierten wir die Ausschussgeräte in großen Mengen. Die Brauchbarkeit interessierte die Hersteller offenbar wenig. Für mich ist das ein Lehrstück, wie sinnlos staatliche Planwirtschaft ohne Konkurrenz und Qualitätskontrolle in der bolschewistischen Realität war. Sie sicherte mir zwar den Arbeitsplatz, war aber wenig befriedigend.

Um meine Fertigkeiten als Schlosser zu vertiefen, besuchte ich schon ab Mai 1951 einen Abendkurs der Kraftfahrerschule Kaunas. Mit der Prüfung „Autoschlosser - Kraftfahrer“ schloss ich diesen im November des gleichen Jahres ab.

Schon im September 1951 war ich zur Staatlichen Handelsfirma der Stadt Memel gewechselt. Ich arbeitete dort in der Transportabteilung. Ab August 1952 war ich dort als Autoschlosser und Kraftfahrer tätig. Im gleichen Jahr machte ich meinen sowjetischen Führerschein. Ab März 1954 war ich zusätzlich als Spediteur angestellt.

Durch weitere Qualifizierungen in Abendkursen der Kraftfahrerschule Kaunas erweiterte ich von Dezember 1957 bis April nächsten Jahres meine Fachkompetenz. Ich schloss mit der Prüfung zum Kraftfahrzeugmechaniker ab.

L T S R
AUTOMOBILIŲ TRANSPORTO IR PLENŲ MINISTERIJA
KAUNO ŠOFERIŲ MOKYKLA

МИНИСТЕРСТВО АВТОМОБИЛЬНОГО ТРАНСПОРТА
И ШОССЕЙНЫХ ДОРОГ ЛИТОВСКОЙ ССР
КАУНАССКАЯ АВТОШКОЛА

Pažymėjimas Nr. 29

Šio pateikėja(s) drg. [Redacted]

Jonas, Miko

19 57 m. geguoėsio mėn. 5 d. įstojo į

19 58 m. balandžio mėn. 18 d. baigė

Kauno Šoferių Mokykloje autob.

klasė arimo kuro -

pilną kursą ir

Egzaminų Komisijos [Redacted]

19 58 m. balandžio mėn. 18 d. nutarimu

protokolo Nr. 12 nustatyta jam (ai) suteikt.

pažymėjimas: 1. Autov. klasė 3 (patenki)

2. Autov. klasė 3 (patenki)

3. Autov. klasė 3 (patenki)

Direktorius [Redacted]

Mokyto dalies vedėjas [Redacted]

19 58 m. bieželio mėn. 4 d.

Registracijos Nr. 29

Kaunas, Raudė 55-1378 300-2 V 06760

Удостоверение № 29

Предъявитель сего тов. [Redacted]

Шокас, Мико

5 декабря 19 57 г. поступил в

18 апреля 19 58 г. окончил

Каунасской Автошколы полный курс обучения по

подготовке шоферов

второго класса

и решением Экзаменационной Комиссии

от 18 апреля 19 58 г. протокол

№ 12 он получил сличит. оценки

с(му) присвоена квалификация

1. Автош. класс 3 (удобный)

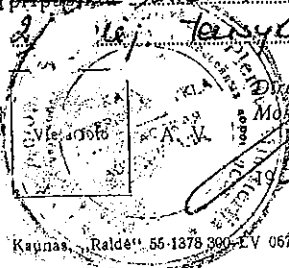
2. Автош. класс 3 (удобный)

Директор [Redacted]

Зав. учебной частью [Redacted]

4 июля 19 58

Регистрационной № 29



Mein Zeugnis der Kraftfahrzeugschule Kaunas. Ich besuchte sie demnach im Frühjahr 1958 und legte damit noch in Memel den Grundstein für meine Karriere als Kraftfahrzeugmechaniker in der Bundesrepublik. Um den Nachweis über diese Ausbildung zu führen, musste ich hier eine Übersetzung anfertigen lassen. Die Schule konnte ich natürlich in Memel besuchen. Sie führt den Ortsnamen Kaunas nur im Namen, weil dort offenbar der Firmensitz ist.

Interessant ist außerdem, dass das Zeugnis nicht nur in Litauisch ausgefertigt ist, sondern rechts zusätzlich in Russisch. Daran erkennt man, wie Litauen auch sprachlich von den Russen kulturell überformt wurde.

Damit jeder „studieren“ kann, was so ein litauisches Zeugnis bestätigt, bilde ich die Übersetzung auf der Rückseite ab.

23.0 Der Sowjetstaat und das Schicksal der B...

Meine Schwiegereltern und meine Frau, die B..., waren Memelländer wie ich. Als ich 1949 Waltraud kennenlernte, hatte sie mit ihren Eltern schon ein ganz erstaunliches Schicksal hinter sich. Sie hatten ursprünglich ein landwirtschaftliches Anwesen in Brusdeilinen (Bruzdeilynai) besessen. Das war eigentlich von unserem Eglienen nur etwa 15 Kilometer weit weg gewesen, aber doch so weit, dass wir nie etwas voneinander gehört hatten. 1945, als die Welt im Memelland für viele von uns unterging, war Anna B..., die Mutter, mit Ihren beiden Kindern Waltraud und Ruth am Hof in Brusdeilinen allein. Michel war wie die meisten Männer bei der Wehrmacht in Russland. Der Mutter mit ihren beiden Töchtern gelang die Flucht nach Deutschland. Michel war in Kriegsgefangenschaft geraten,

Ministerium für Automobiltransport und Verkehrsstraßen
der Litauischen S S R
A U T O M O B I L S C H U L E von K A U N A S

=====

Bescheinigung No 29

Der Inhaber dieser Bescheinigung P XXXXXXXXXX
Jonas, Vatersname Michael
ist am 5. Dezember 1957 in die Automobilschule von
Kaunas eingetreten und hat am 18. April 1958 den vol-
len Lehrgang der Vorbereitung von Kraftfahrern zwei-
ter Kategorie absolviert und hat auf Beschluß der
Prüfungskommission vom 18. April 1958, lt. Protokoll
No 12 folgende Beurteilungen erhalten

1. Mechanismus des Automobils 3 (befriedigend)
2. Steuern im Straßenverkehr 3 (befriedigend)

Direktor /Unterschrift unleserlich/

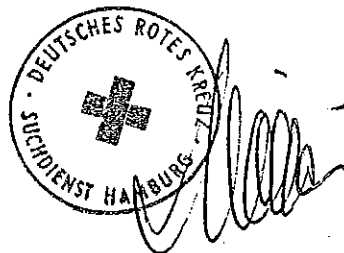
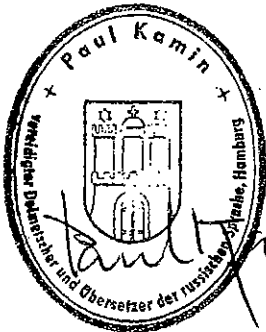
4. Juni 1958

Register-No 29

Amtssiegel:

Ministerium für Automobiltransport
und Verkehrsstraßen der Litauischen SSR
Automobilschule von Kaunas

Für die Richtigkeit der Übersetzung
aus dem Russischen / Litauischen:



überlebte, ließ sich aber nicht nach Deutschland entlassen, sondern kehrte zurück ins Memelland. Auf seinen Hof konnte er nicht mehr zurück. Den hatten längst Litauer besetzt. Weil er bei denen als Vorbesitzer auch nicht so beliebt war, ging er in die Stadt Klaipeda/Memel. Irgendwie war es ihm gelungen, die Wohnung in der Lindenstraße zu bekommen. Das war nicht leicht. Natürlich wurden die ohnehin knappen Wohnungen bevorzugt an Litauer vergeben. Deutschen, die der Vertreibung 1945 entgangen waren, hatten die Sowjetbehörden sogar die Wohnung abgenommen und sie an Litauer vergeben.

Michel B. blieb den Behörden als Delinquent so wichtig, dass sie ihn auch in Klaipeda/Memel suchten, um ihn nach Sibirien zu schaffen. Wer nicht dorthin wollte, war - wie schon in Kapitel 15 beschrieben - im Vorteil, wenn er wusste, dass die Sowjetbehörden ihn dorthin bringen wollten. Dann hieß es, stets aufmerksam zu sein. Wenn wieder viele Güterwaggons auf dem Bahnhof standen, war für Verdächtige Gefahr im Verzug. Dann war wahrscheinlich, dass sie mit Häftlingen gefüllt nach Sibirien fahren sollten. Michel B. gelang es, im richtigen Augenblick unterzutauchen. Als sie ihn abholen wollten, war er nicht da. Wahrscheinlich holten die „Greifer“ damals auch einen anderen, der diese entstandene Lücke füllen musste. Die „Greifer“ mussten in der Regel ihr Soll erfüllen. So entging Michel B. dem Zugriff.

Angesichts solcher Bedrohung muss es für ihn starke Gründe gegeben haben, in Memel zu bleiben und nicht nach Deutschland auszureisen. Da seine Frau Anna nicht von ihm getrennt bleiben wollte, musste sie wohl oder übel aus Deutschland zurück ins sowjetisch-litauische Klaipeda. Sie tat diesen Schritt tatsächlich. Allerdings ging ihre Tochter Ruth nicht mehr aus Deutschland fort, nur Waltraud, meine spätere Frau, kam mit ihrer Mutter. So konnte ich sie 1949 schließlich kennenlernen.

Sicher ist es ungewöhnlich, dass Deutsche 1948 aus Deutschland in den sowjetischen Machtbereich freiwillig zurückgegangen sind. Wahrscheinlich waren sehr persönliche Gründe dafür maßgebend. Aber derjenige täuscht sich, der meint, wirtschaftliche Gründe hätten so eine Entscheidung damals verrückt erscheinen lassen. Wer so denkt, dem ist der Blick durch die Epoche des Wirtschaftswunders verstellt, das erst im Jahrzehnt danach die Bundesrepublik veränderte. 1948 war Deutschland ein zerstörtes Land, in dem Menschen noch verhungerten und erfroren. Da war die Entscheidung noch nicht so schwer, nach Memel zurückzukehren.

24.0 Die Bürde des Wehrdienstes

Jeder junge Mann hatte in der Sowjetunion seinen Wehrdienst zu leisten. Ich war Spediteur, Kraftfahrer und Mechaniker bei der Staatlichen Handelsfirma der Stadt Memel. Ich hatte in Memel einen russischen Offizier kennengelernt, der mir 1954 einen Weg wies, wie ich den Wehrdienst so kurz wie möglich gestalten konnte. Ich kam nach Insterburg im Königsberger/Kaliningrader Gebiet zu einer Einheit, wo ich nur eine kurze Zeit die Ausbildung mitmachen musste. Er schrieb mir ein Papier aus, das mir vorzeitig die Ableistung des Wehrdienstes bestätigte. Das hatte vor allem damit zu tun, dass ich als Spediteur der Stadt Memel seinem Offizierskollegen in Klaipeda nützlich sein konnte.

25.0 Nach Deutschland 1958

Bei der Transportabteilung der Stadt Memel ging es mir recht gut. Eigentlich zu gut. Das war der Grund, der allmählich den Plan reifen ließ,

doch nach Deutschland auszureisen. Das mag als Widerspruch erscheinen, erklärt sich aber so: Für eine Brotfabrik hatte ich Brot auszufahren. Ich hatte ein System entwickelt, wie ich eine Ladung durch geschickte Nutzung der Kontrollen bis zu zweifach abrechnen lassen konnte. Diesen fiktiven Mehrwert konnte ich mit einigen Teilhabern kassieren. Nach einiger Zeit wurde der Schwund bemerkt, sie konnten aber auch durch Kontrollen nicht herausfinden, wo der entstand. So blieb ich über längere Zeit unbehelligt. Dennoch war das für mich höchst gefährlich. Mein Vorgänger in dieser Arbeitsstelle war in einer ähnlichen Situation gewesen, war ertappt und nach Sibirien gebracht worden. Das wollte ich auf alle Fälle vermeiden. Um der Gefahr der Entdeckung zu entgehen, stellte ich mit meiner Familie den Ausreiseantrag. Meine Schwiegereltern Michel und Anna Berteit schlossen sich uns an.

Den Antrag stellte ich schon 1957. Nachdem Adenauer 1955 gelungen war, die deutschen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion nach Westdeutschland zurückzubringen, rechnete ich mir für unseren Antrag gute Chancen aus. Bis zur Ausreise im November 1958 dauerte es über ein Jahr, bis unser Antrag positiv beschieden wurde. Das mag lang erscheinen. Ich weiß aus Erfahrung durch Beobachtung anderer Fälle, dass das kurz war. Dass es so schnell ging, hatte damit zu tun, dass mir ein sowjetischer Zwei-Sterne-Offizier half, den Antrag zu beschleunigen. Dafür gab es für ihn einen einfachen Grund. Bei unserem Weggang wurde unsere Wohnung in der Lindenstraße frei. Der Offizier wollte diese Wohnung gerne haben. Je eher wir ausreisen konnten, um so eher kam er in den Besitz unserer Wohnung.

Auch sonst hatten wir damals im Zusammenhang mit der Ausreise großes Glück. Wir hatten uns in den letzten Jahren in Litauen einiges Geld zusammengespart, 13 000 Rubel insgesamt. Als ich die Ausreisegenehmigung hatte, ging ich zur Bank. Sie tauschte mir die Rubel 1 : 1 in DM um. Der Kurs war damals so. Aber dass sie mir das alles so umtauschen würden, das war nicht selbstverständlich. Vormittags ging das noch. Nachmittag war es schon vorbei. Da hatten sie anders entschieden. Wir hatten aber unser Geld. Als wir in die Bundesrepublik kamen, waren wir deshalb nicht die Ärmsten.

Mitte November 1958 konnten wir ausreisen. Wir fuhren mit dem Zug über Kaunas und Warschau nach Frankfurt/Oder. Durch Mitteldeutschland ging es weiter nach Friedland bei Göttingen. Voller Erwartung kamen wir in Westdeutschland an.

26.0 In Deutschland

Gut vier Wochen hielten wir uns in Friedland auf. Ich meine, wir verbrachten sogar Weihnachten noch dort. Wir waren zu fünft: Meine Frau Waltraud, ich und unsere einjährige Tochter ~~Lilli~~, sowie meine Schwiegereltern Michel und Anna B ~~erteit~~. Auf Seiten unserer Familie ~~P~~ hatten wir bereits Verwandte in der Bundesrepublik. Meine Brüder Willi und Günther und Schwester Ruth mit ihrer Familie waren schon im Ruhrgebiet. Aber auch die Schwester meiner Frau, Ruth, lebte in Frankfurt. In deren Nähe strebten meine Frau und meine Schwiegereltern. Das Aufnahmeverfahren in Friedland dauerte nur drei Wochen. Begünstigt wurde dies, weil wir die meisten Urkunden vorweisen konnten. Benötigt wurden unsere Geburtsurkunden. Wir erhielten die deutsche Staatsbürgerschaft und damit die Einweisung in das Flüchtlingslager Budesheim in Hessen im Kreis Friedberg. Dort erhielten wir auch unsere Bundespersonalausweise.



Unsere komplette Familie P. etwa 1964 in Eppertshausen in unserer Wohnung. Hinten meine Frau Waltraud und Tochter L.; vorn links A., neben ihm K., unsere Letztgeborene

Schon am 19. Januar 1959 bekam ich eine Arbeitsstelle als Kraftfahrzeugschlosser bei VW-Glöckler in Frankfurt. Dort gab es viel Arbeit. Ich bekam Geld, und wir konnten uns auch etwas dafür kaufen. Heute weiß ich rückblickend, dass wir damals - 1959 - zu einer Zeit nach Deutschland kamen, in dem das Land im Wiederaufbau boomte. Davon bekamen wir nun noch etwas mit. Wir waren also zur rechten Zeit gekommen.

Bei Glöckler blieb ich über zwei Jahre. Ich wechselte erst im April 1961 zur Firma Kistner in Dieburg, einem Ford-Vertragshändler. Das erwies sich als günstig wegen des Anfahrtsweges zum Arbeitsplatz in Frankfurt. Wir hatten nämlich inzwischen schon am 20. August 1960 das Flüchtlingslager in Büdesheim verlassen können und in Eppertshausen im Kreis Dieburg in der Niederröder Straße 72 eine Wohnung in einer Neubausiedlung gefunden. Da erwies sich als günstig, einen wohnungsnäheren Arbeitsplatz zu suchen, den ich bei der Firma Kistner in Dieburg fand. Dort fasste ich auch nach gut zwei Jahren im Juni 1963 den Entschluss, meine Meisterprüfung als Kraftfahrzeugschlosser abzulegen. Was zunächst aussichtsreich erschien, zeigte sich plötzlich doch voller Hindernisse. Ich konnte keinen Gesellenbrief und danach vierjährige Praxis nachweisen. Aus Memel hatte ich nur ein Autoführungszeugnis. Das war etwas anderes. Eine exzellente Empfehlung meiner Kraftfahrzeugwerkstatt konnte das Amt doch bewegen mich zuzulassen. Ich enttäuschte sie nicht, auch zu meiner eigenen Überraschung. Ich gehörte zu Weihnachten 1963

zu den 12% des Prüfungslehrgangs, welche die Meisterprüfung auf Anhieb bestanden. Damals überredeten mich Vertreter des Technischen Überwachungsamtes (TÜV) zur Mitarbeit. Dem habe ich bis zur Versetzung in den Ruhestand angehört.

27.0 Die Familie P

27.1 Meine Familie

Nicht nur mit der Arbeit lief es in Deutschland gut, auch unsere junge Familie blühte. Wir waren noch in Budesheim im Flüchtlingslager, als meine Frau am ~~12~~ Februar 1960 unser zweites Kind, unseren Sohn ~~Andreas~~, bekam. Unser drittes Kind, Tochter ~~Karin~~, wurde am ~~12~~ Februar 1962 geboren, als wir schon in Eppertshausen wohnten. Diese Zeit der jungen Familie in Deutschland war unsere schönste Zeit.

27.2 Die Familien meiner Geschwister

Schon bevor uns im November 1958 die Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland gelungen war, hatten das - wie im vorigen Kapitel angedeutet - zwei meiner Brüder 1957 geschafft. Willy, der älteste Bruder, und Günter, der acht Jahre jünger war als ich, waren über Friedland ins Ruhrgebiet nach Wuppertal gelangt.

Unsere Schwester Ruth hatte in Litauen mit Martin ~~Schmidt~~, auch einem Memelländer, eine Familie gegründet. Sie hatten noch in der Kirche in Plicken geheiratet. Als sie ebenfalls 1958 über Friedland nach Wuppertal ausreisten, hatten sie schon eine Tochter.

Mutter und unsere übrigen Geschwister - Edith, Albert, Dieter, Erich und Lothar - hatten den Antrag auf Aussiedlung ebenfalls gestellt. Sie erhielten die Genehmigung 1959. Über Friedland reisten sie wie schon die drei vorher nach Nordrhein-Westfalen aus. Mutter lebte ab 1959 in Wuppertal. Sie erlebte noch, wie die meisten ihrer Kinder in Deutschland erfolgreich Fuß fassten. Günter, Erich und Lothar gründeten hier ihre Familien. Günther ging noch in die Schule, machte sein Abitur, wurde Jurist und heiratete seine Uschi. Albert ehelichte Gerda ~~Johann~~, Lothar seine Inge ~~Fischer~~ und Erich seine Helga. Mutter starb am 7. April 1982. Sie hatte damals 16 Enkel.

Nicht mit allen meiner Geschwister meinte es das Schicksal so gut. Unser Bruder Dieter starb Anfang 1970.

27.3 Mutter und Edith als Heimkehrer anerkannt

Glück hatten Mutter und Edith, dass Günther Jura studiert hatte. Er hatte bald erkannt, dass deren Schicksal insbesondere in der Zeit von 1944 bis 1951 den Tatbestand der Internierung erfüllte, wie er für Heimkehrer zutrif. Nach §1, Absatz 3 des Heimkehrergesetzes gilt nämlich, wer als Deutscher wegen seiner Volkszugehörigkeit oder Staatangehörigkeit von einer ausländischen Macht oder auf ihre Veranlassung in Gewahrsam gehalten wird, ohne als Angehöriger eines militärischen oder militärähnlichen Verbandes den Zwecken der Kriegsführung gedient zu haben und deshalb gefangen genommen worden zu sein, als Heimkehrer. Nicht nur das galt für die beiden. Sie hatten damals in Eglienen unter „dauernder Überwachung durch die Gewahrsamsmacht“ gestanden. Nach diesen Vorschriften ist die Art des Gewahrsams unerheblich. Selbst Kinder und Jugendliche, die mit interniert waren, sind danach als Heimkehrer anzuerkennen. Natürlich traf das alles für uns zu. Sie hatten damals ja unseren Vater erschossen. Um ein Haar hätten sie uns 1948 statt der Bendixens nach Sibirien deportiert. Willy hatten sie so überwacht, dass er

sich schließlich dem Schicksal des sowjetischen Militärdienstes ergeben musste.

Obwohl der Fall so klar lag, war es dennoch nicht leicht die Anerkennung als Heimkehrer zu erlangen. Die Stelle des Düsseldorfer Regierungspräsidenten, die für die Anerkennung als Heimkehrer zuständig war, lehnte 1969 die Anträge von Mutter und Edith zunächst ab. Es war für uns erstaunlich, wie wenig die Zuständigen auf der Behörde über die Situation im Memelland wussten. Mutter und Edith konnten ihnen das nun schildern. Deshalb erhoben sie gegen diesen Bescheid mit der entsprechenden Beratung von Günter als Prozessbevollmächtigtem Einspruch. Dem wurde mit dem Ergebnis stattgegeben, dass ihnen für die Zeit bis 1951 der Status als Heimkehrer zuerkannt wurde. Das hatte für sie doch einige finanzielle Vorteile. Sie erhielten eine entsprechende Entschädigung.

27.4 Edith und Willy

Als Mutter 1945 nach Vaters gewaltsamem Tod ihren Zusammenbruch gehabt hatte, hatten die zwei Ältesten von uns, Edith und Willy, ihr zur Seite gestanden, mit all ihrer Kraft und jugendlichen Entschiedenheit. Ich weiß nicht, was aus unserer vaterlosen Familie geworden wäre, hätten die beiden das nicht so gemacht. Edith hatte das Regiment im Haus in Eglienen übernommen und führte es dort auch, als Mutter in den folgenden Jahren manchmal kränklich war. Willy wachte über Feld und Hof. Er brauchte dort seine ganze Kraft. Sicher ging er damals schon als Siebzehnjähriger oft bis an die Grenze der Belastung. Ähnlich wurde er gefordert, als er ab 1950 seinen sowjetischen Militärdienst ableisten musste. Insbesondere 1951-52 musste er beim Bahnbau in Südrussland Schwerstarbeit bei mieser Verpflegung und mangelhaftem Arbeitsgerät leisten. Damals erkrankte er zum ersten Male schwer. Später ließ ihn die Krankheit nicht mehr los. Als er nach Deutschland kam, konnte er sie nicht mehr auskurieren. Eine Querschnittlähmung fesselte ihn schließlich bis an sein Lebensende an den Rollstuhl.

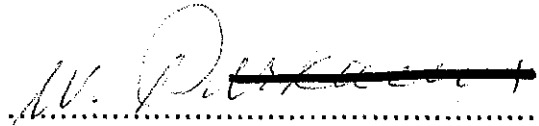
Aber auch dann gab sich Willy nicht auf. Ihm ist sehr zu danken, dass er Aufzeichnungen über unsere Familie gemacht hat. Er war doch einer der Ältesten von uns und somit hat er das, was 1945 und danach bei uns im Memelland geschah, recht gut mitbekommen. Einzigartig sind in seinem Bericht sicherlich die fast sechzig eng bedruckten Seiten über den Militärdienst in Russland. Ruth hat ihm bei dieser Chronistenarbeit geholfen, indem sie seine Aufzeichnungen getippt hat. Bei ihr, Ruth ~~Speiser~~, in der ~~Bettendorfs~~ in Wuppertal liegt heute auch das Original dieser Hinterlassenschaft Willys. Sie sollte prüfen, ob sie eine Kopie davon beim Bundesarchiv in Bayreuth hinterlegt.

27.5 Eine Zukunftsperspektive

Zu berichten, wie es den ~~Pfaffen~~ in Deutschland ging, wäre eine eigene Geschichte, d.h. es wären neun; denn jedes meiner Geschwister hätte seine und auch meine ging ja weiter. Jeder könnte seine eigene mit Fortsetzung erzählen. Den Anfang habe ich hiermit gemacht. Der schien mir am notwendigsten, damit das, was wir Älteren noch wissen, mit unserem Dahinscheiden nicht ganz verschwindet. Die Jüngeren können jetzt darauf aufbauen und weitermachen.

Nach genauer Überlegung und nach wiederholter Berichtigung auch im Gespräch mit den Geschwistern und unter Nutzung meiner Unterlagen aufgezeichnet.

Wiesbaden-Biebrich, am 17.2.05



(Walter P. ~~[redacted]~~)

Litauisch angefangen, deutsch weitergemacht, russisch aufgehört – bis es nach Deutschland ging

Bericht von den frühen Jahren unserer Familie Perkams im Memelland

Inhaltsverzeichnis

- 1.0 Die Familie, aus der ich komme
- 2.0 Zur Schule in Groß-Jagschen
- 3.0 Der Beginn des Russlandfeldzuges
- 4.0 Mein Vater, der Postmeister
- 5.0 Die Rettung Königsbergs findet nicht statt
- 6.0 Der Ostwall in Litauen
- 7.0 Zweimal auf der Flucht
 - 7.1 Die erste Flucht im Sommer 44
 - 7.2 Die Rückkehr nach Eglienen – Wiedereinrichtung und Ernte
 - 7.3 Die zweite Flucht – in die Internierung
 - 7.31 Eiliger Aufbruch in Eglienen
 - 7.32 Chaotischer Treck ins Ungewisse
 - 7.33 Die Russen kommen
 - 7.34 Die Wagenburg in der Memelaue
 - 7.35 Wir richten uns mit anderen Familien in einem verlassenen Bauernhof in Alk ein und versuchen, uns auf die Russen einzustellen.
 - 7.36 Eine meiner schrecklichsten Stunden
 - 7.37 Umzug nach Mantwieden – Vater entgeht der Deportation
 - 7.38 Der Tod unserer beiden Großväter
- 8.0 Rückkehr nach Eglienen
- 9.0 Vaters Tod am 28. Mai 1945 und sein Grab auf dem Friedhof in Schattern
- 10.0 Unser Leben einrichten ohne Vater
- 11.0 Schäden des Krieges im Feldflur
- 12.0 Meine Konfirmation und vieles über den Pastor und die Not unserer evangelischen Gemeinde in Plicken
- 13.0 Die Umbettung der Russen
- 14.0 Unserer ersten „neuen“ Kühe
- 15.0 Ab nach Sibirien
- 16.0 Die Einrichtung der Kolchosen und die Folgen für unser Leben auf dem Lande
- 17.0 Die Freiheitskämpfer

- 18.0 Mein Bruder Willy in Südrussland und am Polarkreis beim Militärdienst in der Sowjetarmee
 - 18.1 Dem Militärdienst entgehen
 - 18.2 Willys Abschied in Eglienen
 - 18.3 Vom Zivilisten zum Rekruten
 - 18.4 Hungersnot fünf Jahre nach dem Krieg
 - 18.5 Beim Gleisbau am Wolga-Don-Kanal
 - 18.6 Jenseits des Polarkreises
 - 18.7 Rückkehr nach Eglienen
- 19.0 Meine Lehre, das Leben
- 20.0 Zum Gelderwerb nach Memel
- 21.0 Die Gründung der Familie
- 22.0 Arbeiten und Lernen in Memel
- 23.0 Der Sowjetstaat und das Schicksal der Berteits
- 24.0 Die Bürde des Wehrdiensts
- 25.0 Nach Deutschland 1958
- 26.0 In Deutschland
- 27.0 Die Familie P~~*****~~
 - 27.1 Meine Familie
 - 27.2 Die Familien meiner Geschwister
 - 27.3 Mutter und Edith als Heimkehrer anerkannt.
 - 27.4 Edith und Willy
 - 27.5 Eine Zukunftsperspektive